



Tagungsband

26. Wildtiermanagementtagung

Landschaft der Furcht

6. und 7. Oktober 2022

www.hohetauern.at

Impressum

Für den Inhalt verantwortlich: Die Referent:innen
Sekretariat des Nationalparkrates, Kirchplatz 2, 9971 Matri i. O.
Satz: Bianca Brugger, Nationalpark Hohe Tauern
Layout: vorauer&friends
Titelbild: Rotwild - © npht Gressmann



Inhaltsverzeichnis

Angst bei Mensch und Tier - heilsam oder hemmend? Dr. Beatrix STERNATH	Seite	1
Landscape of fear - Wissenschaft versus Praxis DI Andreas DUSCHER	Seite	4
Mensch-Tier-Beziehung / Wildtier-Nutztier-Heimtier Mehr irrationale als rationale Beziehung Dipl. Tzt. Dr. Ulrike GISSING	Seite	7
Auswirkungen von Stress auf Wildtiere Univ. Doz. Dr. Armin DEUTZ	Seite	10
Können Jäger:innen wie Beutegreifer jagen? Mag. Christopher BÖCK	Seite	15
"Jede:r ist sich selbst die:der Nächste" DDr. Veronika GRÜNSCHACHNER-BERGER	Seite	18
Ruhegebiete - notwendig oder nur ein Tropfen auf dem heißen Stein? Martina JUST	Seite	19
Landschaft der Furcht - Einfluss des:der Jäger:in in der Praxis Stefan PFEFFERLE	Seite	21



Angst bei Mensch und Tier – heilsam oder hemmend?

Charles Darwin hat im Laufe seines langen, unvorstellbar arbeitsamen Lebens die Entwicklung allen Lebens erforscht, um beim Menschen zu landen. Er bezeichnete die Angst als die „universalste Emotion“.

Der Begriff Angst hat sich aus dem indogermanischen *anghu* - „beengend“ über althochdeutsch *angust* entwickelt. Er ist verwandt mit dem lateinischen *angustus* bzw. *angustia* für „Enge, Beengung, Bedrängnis“ (*Anginal!*) und *angor* „Würgen“. Auch das griechische Verb *agchein* heißt übersetzt "würgen", "die Kehle zuschnüren".

Angst ist aber nicht nur eine lähmende, sondern auch eine mobilisierende Emotion. So sind Menschen und Tiere, die sich vor einer drohenden Gefahr ängstigen, manchmal zu Leistungen fähig, die ihnen unter normalen Umständen nicht möglich gewesen wären – „Angst verleiht Flügel!“ Evolutionsgeschichtlich hat die Angst eine wichtige Funktion: sie schärft die Sinne und aktiviert die Körperkraft, dient so als Schutz- und Überlebensmechanismus. In tatsächlichen oder auch nur vermeintlichen Gefahrensituationen wird dadurch ein angemessenes Verhalten eingeleitet.

Was passiert bei Angstzuständen im Körper?

Das zentrale Organ ist - wie bei vielen essentiellen Schaltfunktionen - ein winziges: der sog. Mandelkern, ein Teil des entwicklungs geschichtlich ältesten Hirnteiles. Er ist verantwortlich für die emotionale Bewertung von Situationen (ist es wirklich gefährlich, was dir Angst macht?) und deren Wiedererkennung (Angstgedächtnis). Er erhält seine Informationen von Augen, Ohren und Tastsinn, bereits aufbereitet vom Großhirn. Nur Gerüche treffen direkt auf den Mandelkern und lösen damit die unmittelbarste Reaktion aus. Trifft nun ein Gefahrensignal ein, aktiviert der Mandelkern einen Teil des autonomen (nicht bewusst steuerbaren) Nervensystems, den sog. Sympathikus. Dieses Netzwerk erteilt blitzartig Kommandos an verschiedene Körperteile:

Die Pupillen werden weiter – ängstlicher Blick, der Speichelfluss gehemmt – trockener Mund, die Atmung wird schnell und flach, das Herz schlägt schneller, der Blutdruck erhöht sich, Muskeln werden besser durchblutet, die Haut weniger (Blässe!), Verdauungsorgane und Blase stehen still. Adrenalinausschüttung erhöht u.a. die Aufmerksamkeit, Seh- und Hörnerven reagieren empfindlicher, die Muskelspannung steigt. Auch die Schweißdrüsen steigern ihre Produktion – Angstschweiß, nach Angst riechen!

Der Sympathikus bewirkt damit insgesamt eine Leistungssteigerung. Er bereitet den Körper auf außergewöhnliche Anstrengungen vor > „Kampf oder Flucht“ (engl. „Fight or flight“).

Erfolgt keine Reaktion in Form von Kampf oder Flucht, so kann nach Sekunden eine Angststarre eintreten, bei der das bedrohte Lebewesen weder fliehen noch kämpfen kann. Es erstarrt sprichwörtlich vor Angst. Schreckstarre ist ein Zustand völliger Bewegungsunfähigkeit. Er kann z.B. eintreten, wenn ein Tier von einem Beutegreifer bedroht wird. Die Schreckstarre kann insofern Sinn machen, als manche Fressfeinde primär auf die Bewegung des Beutetieres reagieren. Durch einen scheinbaren Zustand des Todes wird die Beute weniger interessant. Diese Verhaltensweise ist beispielsweise bei Insekten, Spinnen und Vögeln anzutreffen. Bei Vögeln wird es unter anderem durch eine erzwungene Rückenlage hervorgerufen. Manche Tiere (beispielsweise das Opossum) imitieren die Merkmale des Todes, indem sie die Körpertemperatur, Herzschlagfrequenz sowie Atmungsfrequenz herabsenken und nicht mehr auf die Umwelt reagieren. Manche Froscharten, die sich bei der Totenstarre auf den Rücken legen, lassen ihre Zunge aus dem Maul hängen, setzen Ammoniak frei und riechen damit nach Verwesung.

Ist nun die (vermeintliche) Gefahr vorbei bzw. die Reaktion darauf abgeschlossen, kehrt der Körper zur Ruhe zurück. Nun ist der sog. Parasympathikus, sozusagen die Kehrseite des autonomen Nervensystems, am Zug. Er ist für die Rückführung in den Normalzustand zuständig. Der Herzschlag wird langsamer, es fließt wieder mehr Blut in die Haut und weniger in die Muskeln, die Pupillen verengen sich, der Speichel fließt, Magen, Darm und Blase werden aktiv.

Beim Menschen kennt man zig verschiedene Ängste (Platzangst, Flugangst, Prüfungsangst, Höhenangst), die nicht mehr viel mit der von der Natur geplanten Alarmanlage zu tun haben. Sie steigern sich - häufiger als man annehmen möchte - zu krankhaften Angststörungen (Phobien). Dieses Phänomen gibt es auch bei dem



Menschen nahen Haustieren (Hund – Silvesterknaller, unangemessenes Angstverhalten als Aggressivität oder Flucht).

Wie funktioniert nun Angst bei Tieren?

Bei Säugetieren ganz genau gleich wie beim Menschen. Dies konnte v.a. bei Labortieren exakt untersucht werden. Über Vögel gibt es wenig Fakten, aber auch sie steigern in der Angst ihre Herzfrequenz, sogar bis hin zum plötzlichen Herz-Tod. Tiere empfinden Angst vermutlich sogar noch intensiver, weil sie sich von ihren Emotionen viel weniger distanzieren können als wir. Es ist wahrscheinlich, dass die Angst die stärkste Empfindung ist, die Tiere überhaupt kennen, stärker sogar als Schmerz. Sie ist der Schlüssel zum Überleben.

Was sind die Auslöser von Angst?

Äußere Auslöser:

gesehen (Konkurrent, Feind, Mensch, plötzliche Bewegung)

gehört (Tierstimmen, Menschenstimmen, unbekannte/laute Geräusche)

gerochen (Konkurrent, Feind, Brand)

ertastet (Hindernisse, Abgründe, instabiler Untergrund)

Innere Auslöser:

Hunger, Durst, Erschöpfung, Schmerz – sie können die Reaktion auf äußere Reize intensivieren

Wie wird Angst wahrgenommen?

Die Wahrnehmung der Angst ist sowohl bei Tieren als auch bei Menschen durchaus individuell unterschiedlich: einerseits durch Einflüsse, die sehr früh im Leben stattgefunden haben - gute Erfahrungen, Gewöhnung an bestimmte Reize, oder traumatische Erfahrungen, die die Neigung zu Angst, Nervosität und Anspannung steigern können. Tendenziell haben traumatische Erlebnisse für erwachsene Tiere eine weniger schlimme Wirkung, da sie u.U. in ihrem bisherigen Leben schon viele, verschiedenartige Erfahrungen sammeln konnten.

Ängste können auf verschiedene Weisen gelernt werden, etwa durch eigene Erfahrung, durch Beobachtung fremden Verhaltens oder durch Instruktion. Gefahrensignale im Gedächtnis zu behalten, hat enorme Selektionsvorteile.

Erwiesenermaßen beeinflussen auch genetische Faktoren die Wahrnehmung von Angst. Am Beispiel Hund: Eine Tendenz zu ängstlichem Verhalten bei Welpen kann bereits ab der achten Woche festgestellt werden. Entsprechend untersuchte Tiere weisen keine Vorgeschichte auf, die auf einen frühen Erfahrungsmangel, ein gestresstes Muttertier oder auf traumatische Erfahrungen hindeuten. Ängstlichkeit kann durchaus ein angeborenes Persönlichkeitsmerkmal sein. Auch beim Wildtier! Immerhin verhindert sie zu viel Neugier und schützt somit vor Gefahren. Sie behindert u.U. aber auch das Sammeln von Erfahrung. Auch dies bei Tier und Mensch.

Manche Angstsignale sind im Laufe der Evolution entstanden – beim Menschen etwa die Angst vor Dunkelheit, Gewitter, vor Spinnen und Schlangen und vor wütenden Gesichtern. Diese Angstauslöser können sehr viel leichter gelernt werden als andere. Sie sind offenbar „biologisch vorbereitet“. „Neuzeitliche“ Gefahrenquellen wie Fahrzeuge, Windräder oder Schusswaffen sind jedoch nicht biologisch vorbereitet. Sie müssen – u.U. leidvoll – erlernt werden.

Es gibt Dinge, vor denen müssen Säugetiere nicht erst lernen, Angst zu haben. Bei Laborratten hat man festgestellt, dass diese mit Angst auf den Geruch von Katzen reagieren, auch wenn sie und ihre Vorfahren noch nie in Kontakt mit einer Katze gekommen sind. Bei freilebenden wird es wohl nicht anders sein. Ein schlüssiges Ergebnis der Evolution.

Nimmt es die Angst genau?

Nicht ernst genommene Bedrohungen können folgenschwere Auswirkungen nach sich ziehen. Die „Alarmanlage“ Angst ist daher von der Natur sehr empfindlich eingestellt, was bisweilen in Fehlalarmen resultiert. Bei notwendigerweise schneller Gefahrenabwehr muss das Warnsystem „ungenau“ sein. Besser man flüchtet beim Knall schlagartig, auch wenn er sich später als Auspuffknall entpuppen sollte. Besser vor dem großen, dunklen Schatten stillgestanden und flach geatmet, auch wenn es kein Bär, sondern ein Stein ist. Ob es letztlich auf „fight or flight“ hinausläuft, hängt natürlich nicht nur von der Art der Gefahrenquelle, sondern auch von der Wehrhaftigkeit des Tieres ab.



Geschichte der Forschung zur Angst bei Tieren

Charles-Georges Le Roy wird als Vater der modernen Ethologie bezeichnet. Bereits im 17. Jahrhundert beobachtete und beschrieb er Angstverhalten bei Tieren gegenüber dem Menschen. *»In unangebauten Gegenden, wo überdieß noch das Wild zahlreich ist, schränkt sich das Leben der Fleisch fressenden Thiere auf wenige, einfache Handlungen ein. Sie gehen wechselweise von einem ihnen leicht gewordenen Raube zum Schläfe über. « ... »Kaum wittert er (der Wolf) aber einen Menschen, so stellt ihm sein Gedächtniß schon das Bild der Gefahr auf. Sein von Natur freier und fester Tritt wird schüchtern und vorsichtsvoll, seine Neigungen werden durch die Furcht sehr oft unbefriedigt erhalten. Die lachendste Beute hat für ihn keinen Reiz, so lange sie diese fürchterliche Vorstellung im Gefolge hat.«*

Nach Heini Hediger, 20. Jahrhundert, zählt die Angst zum „Funktionskreis des Feindes“. Die Flucht muss daher, jedenfalls wenn man die höhere Tierwelt betrachtet, als das biologisch wichtigste Verhalten bezeichnet werden. Die Notwendigkeit ununterbrochener Wachsamkeit und Fluchtbereitschaft prägt sich sogar körperlich aus: in bestimmten Sinnesorganen, die einzig und allein den Zweck haben, den Feind wahrzunehmen, oder in Fluchtorganen, wie etwa den Hinterbeinen des Kängurus, die ein Entkommen im Zickzack erlauben. Hediger stellte fest, dass es für bestimmte wildlebende Tierarten einen in gleicher Situation immer gleichen Abstand gibt, bei dessen Überschreitung sie vor einem wahrgenommenen Feind fliehen.

Wann ist Angst nun heilsam, wann hemmend?

Richtet sich die Angst gegen richtig eingeschätzte Gefahrenquellen und löst sie adäquate Reaktionen aus, so rettet sie Leben. In früheren Zeiten war die Angst der Tiere z.B. vor Unwettern oder Erdbeben der einzige Anzeiger für Menschen, und damit auch für sie lebensrettend.

Legt die Angst vor Feinden (Raubtier, Mensch) lebenserhaltendes Verhalten lahm (Fressen, Jagen), behindert sie. Vor allem die Angst vor dem Menschen kann das. In den USA hat man festgestellt, dass sogar Großräuber wie der Puma ihre Bewegungen deutlich reduzieren, wenn sie den Klang menschlicher Stimmen hören. Opossums reduzieren gar ihre Nahrungsaufnahme um 66%.

Fazit:

Angst ist ein unverzichtbares Werkzeug der Natur. Sie hat die Evolution ganz wesentlich beeinflusst. Wer zu mutig oder zu langsam war, starb aus. Wer sich zu lange und zu oft versteckte oder flüchtete, ebenso.

P.S.

In der allerersten Beschreibung der Angst in der westlichen Denktradition – in der Rhetorik des Aristoteles – findet man die Feststellung, dass der „phobos“ (deutsch: Furcht) die Menschen zur Beratung zusammenzieht: die Angst als Ursprung der Politik ...

Dr. Beatrix STERNATH, Sternath Verlag, Mallnitz



Landscape of fear – Wissenschaft versus Praxis

Menschen und Wildtiere teilen sich vielfach denselben Lebensraum. Nutzungskonflikte sind insbesondere dann vorprogrammiert, wenn bei der Ausweisung von Naturschutzflächen mögliche anthropogene Nutzungseinschränkungen befürchtet werden.

Damit gewinnt die direkte und indirekte Lenkung von Wildtieren – Stichwort: Verjüngung im Schutzwald – an Bedeutung. Somit wäre es doch von Vorteil zu wissen, wann sich Wildtiere wo aufhalten bzw. wie deren Entscheidung fällt, einen Teil des Lebensraumes zu nutzen oder auch zu meiden. Diesen Ansatz verfolgt das Konzept „Landscape of fear“ (Landschaft der Furcht), da es offenbar einen Superfaktor gibt, der das Verhalten der Wildtiere wesentlich beeinflusst.

Bereits zu Beginn der 1980er – Jahre hatte sich die Forschung mit der Reaktion der Beute auf das Risiko von einem Großbeutegreifer gefressen zu werden, beschäftigt. Diese Studien wiesen bereits auf die Variabilität des Prädationsrisikos hin bzw. erkannten, dass Beute auf dieses Risiko reagierte. Der Begriff „Landscape of fear“ wurde erstmals 2001 (Laundré et al. 2001) anhand einer Forschung im Yellowstone National Park erwähnt und 2010 genauer definiert bzw. bearbeitet (Laundré et al. 2010).

Das Konzept „Landschaft der Furcht“ impliziert, dass Wildtiere lernen, zwischen sicheren und gefährlichen Teilen des Lebensraumes zu unterscheiden und zwar schon bevor sie erbeutet oder erlegt werden. Die Gefahr, gefressen oder getötet zu werden, wird als sogenannter Superfaktor angesehen, der schlussendlich den Ausschlag gibt, ob dieser Teil vom Lebensraum genutzt wird oder nicht. Andere wichtige Faktoren wie z.B. Klimaschutz oder Nahrungsverfügbarkeit werden durch diesen Superfaktor in den Hintergrund gedrängt, gemäß dem Motto: „Lieber mit leerem Pansen in der Deckung als mit vollem Magen in der Wildkammer“ (Arnold & Arnold 2020).

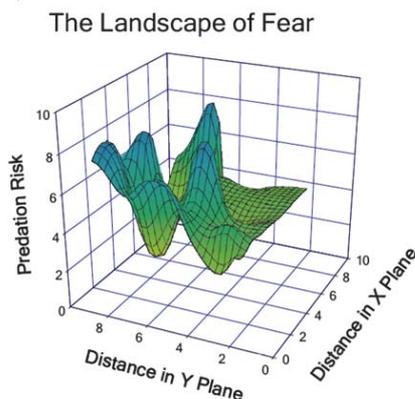


Fig. (1). Visual depiction of the landscape of fear where the x and y axis represent the physical coordinates of an area and can be in meters or kilometers, depending on the scale. The z axis is the level of predation risk as measured by indices of fear, e.g. vigilance, giving up densities (GUDs), etc.

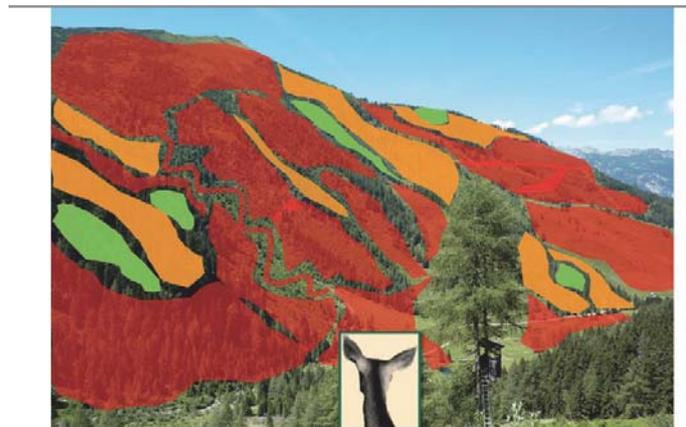


Abb. 1: Die „Landschaft der Furcht“ dürfte in vielen Jagdrevieren Österreichs vor allem von roten Gebieten dominiert sein. Das Wild meidet diese Flächen oder nutzt sie nur bei Nacht, was die geringe Beobachtbarkeit erklärt. Unzugängliche Lagen und dichte Bestände verbleiben als orange und grüne Bereiche, wohin sich das Wild zurückzieht.

Abbildung 1: Mögliche Darstellungsformen der „Landschaft der Furcht“ (aus: Laundré et al. 2010 (links) bzw. Obermayr et al. 2017(rechts))

Das bedeutet, dass der Mensch in dieses Konzept als Beutegreifer integriert ist. Durch seine Handlungen – vorwiegend aus der Jagd, aber auch durch Freizeitaktivitäten – nimmt er starken Einfluss auf die Attraktivität des Lebensraumes. Somit muss nicht zwangsläufig der tierische Großbeutegreifer allein „furchterregend“ sein.

Vor allem im Bereich des Artenschutzes sind Konflikte zwischen dem Beutegreifer „Mensch“ und den anderen Prädatoren möglich. Einerseits ist der Mensch „Produzent“ einer Landschaft der Furcht (durch z.B. Jagd), andererseits ist der „Opfer“, wenn sich der Einfluss der Großprädatoren nachteilig (nach anthropogenen Maßstäben) darstellt. Diese sind meist nach nationalem und internationalem Recht geschützte Arten wie Wolf, Bär oder Luchs. Konzepte zur Umsetzung dieses Schutzes stützen sich auf wissenschaftliche Arbeiten.

Dem gegenüber stehen Berichte von Betroffenen (meist mit jagdlichem oder landwirtschaftlichem Hintergrund), welche die Ergebnisse aus der Forschung nicht anerkennen und diese widerlegen wollen, da sie u.a. Nutzungseinschränkungen befürchten. Es scheinen sich Widersprüche zwischen Praxis und Wissenschaft aufzutun bzw. startet ein „Indizienkampf“.

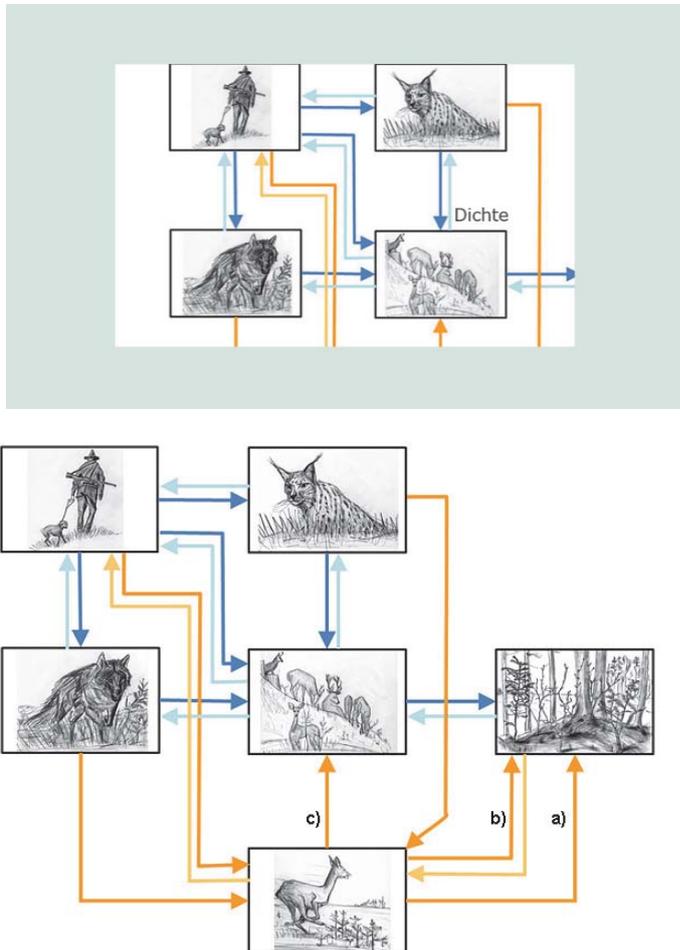


Abbildung 2: Bei eingeschränkter Betrachtung (Tunnelblick, Grafik oben) sind komplexe Vorgänge (Grafik unten) schwer zu erfassen oder überhaupt zu erkennen. (Grafik stammt aus: Kupferschmied, A; Bollmann, K (2016): Direkte, indirekte und kombinierte Effekte von Wölfen auf die Waldverjüngung; Schweiz. Z. Forstwes. 167, 1: 3-12)

Die Komplexität der Vorgänge im Ökosystem und in der Räuber-Beute-Beziehung verleitet dazu, nur einen kleinen Ausschnitt zu sehen bzw. zu beforschen. Viele Stellschrauben liegen noch im Dunkeln, können oder wollen nicht beachtet werden bzw. fehlen die geeigneten Forschungsmethoden, vor allem bei der Erfassung von indirekten Effekten, zumal diese auch in der Praxis oftmals als solche nicht erkennbar sind.

In der Diskussion zwischen Wissenschaft und Praxis zeigen sich zumindest folgende Themenbereiche, bei denen oft „aneinander vorbeikommuniziert“ wird:

- **Zeithorizont:** Welche Zeitspanne ist gemeint (kurz-, mittel-, langfristig)?
- **Informationslücken:** Welche Daten stehen zur Interpretation zur Verfügung?
- **Darstellungs- oder Interpretationsfehler:** Sind die Ergebnisse verständlich kommuniziert?
- **Direkte vs. Indirekte Effekte:** Kenne ich alle Effekte im System und sind diese zuordenbar?
- **Komplexität des Systems:** Sind alle Zusammenhänge im System erfasst bzw. überhaupt erfassbar.

Die Landschaft der Furcht ist nur einer von vielen Zugängen. So prägten die „Erfinder“ des Konzeptes den logischen Gegenbegriff „Landscape of opportunity“ (Landschaft der Möglichkeit) aus Sicht der Prädatoren (Laundré et al. 2010).

Ein anderer Zugang geht davon aus, dass Wild in seinem entwicklungsgeschichtlich angestammten Lebensraum am besten mit Prädatoren umgehen kann. Bereiche, die aufgrund der Abwesenheit von Wolf



oder Luchs erobert wurden, werden bei deren Wiederaufkommen wieder verlassen. Es wird sozusagen ein geordneter Rückzug in bekannte bzw. angestammte Gefilde – unter Beachtung der Gefahr, gefressen zu werden – stattfinden. Dafür wurde der Begriff „Landscape of awareness“ (Landschaft der Achtsamkeit) (S. Körner, schriftl. Mittlg.) geprägt.

Der Einsatz von Wintergattern, Fütterungen und Korrungen behindert teilweise die natürlichen Selektionsmechanismen im Winter. Zäunung und Fütterung schalten Feinde aus, lassen das Wild im Überfluss leben und kurbeln die Fortpflanzung an. Sie schaffen damit ein „Land of Plenty“ (Land des Überflusses) (K. Schmidt 2006).

Die Mechanismen, wann sich Wildtiere wo aufhalten, sind für viele Fachbereiche interessant und neben der Wilddichte ein wichtiger Parameter in der Wildbiologie. Einfache Konzepte können aber nur einen Ausschnitt aus dem komplexen Systemabläufen darstellen und wollen auch erst vermittelt werden. Damit ist nicht nur für Diskussion sondern auch für Forschungsbedarf gesorgt.

Literatur:

Arnold JM & Arnold J (2020): Bejagung und ihr Einfluss auf Wildtiere; Halali 3/2020: 12 – 22

Frank SC, Balaïd R, Mayer M, Zedrosser A, Steyaert SMJG. (2020): Fear the reaper: ungulate carcasses may generate an ephemeral landscape of fear for rodents. R. Soc. Open Sci.7:191644

Kupferschmied, A; Bollmann, K (2016): Direkte, indirekte und kombinierte Effekte von Wölfen auf die Waldverjüngung; Schweiz. Z. Forstwes. 167, 1: 3-12

Laundré, JW, Hernández, L, & Altendorf, KB (2001): Wolves, elk, and bison: reestablishing the “landscape of fear” in Yellowstone National Park, USA. Canadian Journal of Zoology, 79, 1401-1409.

Laundré, JW, Hernández, L, & Ripple, W.J., (2010): The landscape of fear: ecological implications of being afraid. The Open Ecology Journal 3, 1-7.

Obermair L; Hackländer K.; Reimoser F; (2017): Die Landschaft der Furcht, OÖ Jäger, Juni 2017, 14 – 18.

Schmidt, KT (2006): Land of Plenty; Natural History; December2005/January 2006; 44-49

DI Andreas DUSCHER, Österreichische Bundesforste, Purkersdorf



Mensch-Tier-Beziehung / Wildtier-Nutztier-Heimtier

Mehr irrationale als rationale Beziehung

Die zentrale Fragestellung dieses Vortrages ist: Wie können wir Tiere, zwischen denen definitiv kein wesentlicher biologischer als auch psychologischer Unterschied besteht, so unterschiedlich behandeln? Der Hund ist der beste Freund des Menschen und wird zum Luxusobjekt, während das mindestens ebenso intelligente und nicht minder leidensfähige Schwein als Produktionsfaktor in der Agrarindustrie gequält wird. Gibt es eine rationale Erklärung für die Widersprüchlichkeiten der Mensch-Tier-Beziehung?

Die Mensch-Tier-Beziehung wird als Interaktion und eigenständige Beziehung zwischen Mensch und Tier definiert. Die emotionale Grundlage dafür bildet die menschliche Vorstellung vom Wesen des Tieres, und diese hat sich eben im Laufe unserer Geschichte immer wieder gewandelt.

Ebenso haben im geschichtlichen Kontext religiöse, kulturelle, wirtschaftliche, gesellschaftliche und psychologische Rahmenbedingungen die Mensch-Tier-Beziehung mitgeprägt.

So muss die Mensch-Tier-Beziehung immer im Gesamtkontext menschlicher Kultur, sozialer Entwicklung und Gesellschaft betrachtet werden. Die Geschichte der Mensch-Tier-Beziehung ist lange, wechsellvoll und teilweise auch widersprüchlich.

Um unsere aktuelle Beziehung zu Tieren, vor allem aber die verschiedenen Qualitäten der Beziehung zu einzelnen Tiergruppen, besser zu verstehen lohnt sich ein Blick in die Vergangenheit!

Kurzer Abriss der Geschichte der Mensch-Tier-Beziehung

Mensch-Tier-Beziehung lässt sich bis in die Zeit der Jäger und Sammler rückverfolgen, wo Tiere im Zusammenhang mit Jagd, als Nahrungsquelle oder Kultobjekt aufscheinen. Das Tier als Partner und Freund in Form des Haustieres existiert erst in der modernen Gesellschaft.

Aber was geschah dazwischen?

In den frühen Hochkulturen finden wir Götter in Tiergestalten und Tiere waren es, die als Vermittler zwischen Mensch und Göttern galten, somit wurden sie verehrt.

Beim Übergang vom Polytheismus zum Monotheismus kam es gewissermaßen zu einer Mensch-Tier-Dissoziation, so war Gott nicht mehr Teil der Natur, sondern deren Schöpfer und Tier und Natur wurden mehr oder weniger zum Untertan. Aufgrund der zu Beginn der jüdisch-christlichen Religion vorherrschenden Viehzüchterkultur wurde das Tier fast ausschließlich als materielle Grundlage in Form von Handelsware und Fleischlieferant gesehen, dadurch kam es zu einer strengen Mensch-Tier-Trennung.

Die Ansichten der Philosophen der Antike waren noch sehr gespalten im Bezug auf die Mensch-Tier-Beziehung, so waren die Orphiker radikale Vegetarier, ebenso die Pythagoräische Philosophenschule, während Aristoteles einige Zeit später den Menschen im Lebensstufenmodell deutlich über dem Tier darstellte, und darin die Berechtigung zur Unterwerfung sah und somit zogen auch die griechischen Philosophen am Ende der Antike eine klare Grenze zwischen Mensch und Tier.

Erst im 13. Jh., zur Zeit von Franz von Assisi und Thomas von Aquin, wurden den Tieren Wahrnehmungsstrukturen und Gefühle zugesprochen. Im 16. Jh. wiederum vertrat zum Beispiel Descartes die Ansicht, dass ausschließlich der Mensch eine Seele besitzen würde und Tieren wiederum wurden sowohl Leid als auch Schmerzen, als psycho-physische Fundamentalkategorien abgesprochen. Das daraus resultierende dualistische Bewusstsein (Geist / Denken versus Körper / Materie) war später die Legitimation für intensiviert Tierhaltung, Tierfabriken und Tierversuche.

Ende 18. und Anfang 19. Jh., während des Idealismus (Kant, Hegels...) wurde diese Qualität der Mensch-Tier-Beziehung durch die Vorrangstellung des Geistes (Ideales) gegenüber der Natur (Reales) gefestigt. Schlussendlich wurde das Tier im 19. Jh. während der Industrialisierung doch mehr zum Kosten-Nutzen-Faktor, es war kalkulierter Nahrungslieferant, Lastenträger, Arbeitsmittel aber auch Sammlerobjekt und Statussymbol. Erst im 20. und 21. Jh. wurden Tiere zum Partner und Freund des Menschen und beantworten bis heute das Bedürfnis des Menschen nach Kontakt zur Natur.

Mensch-Tier-Beziehung in unserer Gesellschaft:

Warum lieben wir die einen, töten oder quälen die anderen?

Gibt es eine rationale Erklärung oder handeln wir irrational?

Wie wir die Einteilung der Tier auch vornehmen, nach zoologischer Nomenklatur (die Wirbeltiere werden in Fische, Amphibien, Reptilien, Vögel und Säugetiere unterteilt) oder nach Nutzung (in Wildtiere, Nutztiere,



Heimtiere) finden wir eine sehr widersprüchliche Wahrnehmung und Bewertung dieser Tiere, obwohl oft mehr biologische und psychologische Gemeinsamkeiten als Unterschiede unter ihnen zu beobachten sind. Vor allem die Einteilung in Wildtiere, Nutztiere und Heimtiere ist eine willkürliche, kulturelle Konstruktion und kann unser Handeln nicht rational rechtfertigen.

Vielmehr sind diese Bewertungen eben aus unserer Geschichte und Kultur entstanden, wobei besonders der frühe Einfluss des Judentums und der späten griechischen Antike zu nennen sind.

Oft stellt sich die Frage, warum gehen wir mit Leid von Säugetieren und beispielsweise Fischen (also Tiere unterschiedlicher Tierklassen) so unterschiedlich um? Natürlich wird dann meist die niedrigere Stellung in der Nomenklatur und somit auch niedrigere Entwicklung genannt, aber reicht das wirklich zur Rechtfertigung unserer Gesetze und unseres Verhalten? Neueste Erkenntnisse legen nahe, dass auch Fische Schmerzen wahrnehmen, obwohl sie keine Großhirnrinde besitzen, und somit leidensfähig sind. Als weiteres Argument wird immer wieder Intelligenz, für deren ultimativen Beweis der Gebrauch von Werkzeug gilt, genannt, aber auch Fische nutzen in bestimmter Form Werkzeuge.

Selbst hier ist unser Handeln nicht völlig rational zu erklären.

Noch viel größer wird die Widersprüchlichkeit bei der Bewertung und Wahrnehmung von Säugetieren. Vor allem Säugetiere werden als Heim- und Hobbytiere sowie Therapietiere gehalten, jedoch auch als Nutztiere (Agrarindustrie, Pelzindustrie...), Versuchstiere, Zootiere oder Tiere im Brauchtum (Stierkämpfe, Rodeo...) und schließlich auch öfter als man denkt militärisch eingesetzt.

Außerdem bejagen wir Säugetiere und verknappen ihre Lebensräume bis zum Aussterben.

Das zeigt, dass unser Handeln gegenüber Tieren ohne moralisch relevanten Unterschieden sowohl emotional als auch rational massiv widersprüchlich ist. Das wohl beste Beispiel dafür in unserer westlichen Gesellschaft ist unsere Haltung gegenüber Hunden und Schweinen. Schweine und Hunde sind annähernd gleich intelligent und trainierbar und besitzen wohl das Selbe Empfinden in Bezug auf Stress, Schmerz und andere Parameter. Jedoch die einen unterwerfen wir der Maximierung des Profits und der Minimierung der Kosten ohne jegliche Rücksichtnahme auf Tierleid und die anderen werden als Luxustiere verhätschelt, verwöhnt und vermenschlicht. Gibt es hierfür eine rationale Erklärung?

Werfen wir einen Blick auf andere Kulturen, so sehen wir ein ähnliches Bild bei Kühen. In Indien sind sie heilig und werden entsprechend behandelt, in Europa und Amerika werden sie als Produktionsfaktor in der Agrarwirtschaft gesehen. Ähnliches in umgekehrter Weise gilt für Hunde in China, Korea und den Philippinen, wo sie gemästet und verspeist werden, und unseren Hunden als Freizeitpartnern, Spielkameraden oder Jagdpartnern in Europa und Amerika. Wer liegt richtig?

Wie man sieht, sind unsere Mensch-Tier-Beziehungen voller emotionaler Widersprüche, aber auch voller rationaler Widersprüche.

Hierfür sind zum Beispiel Tierversuche ein sehr gutes Beispiel. Natürlich besteht bereits eine emotionale Widersprüchlichkeit wenn wir einerseits Hunde als Luxustiere verwöhnen und andererseits Hunde als Labortiere gebrauchen. Jedoch sind auch 2 rationale Widersprüchlichkeiten anzuführen, so mangelt es teils an wissenschaftlicher, jedoch auch an moralischer Rechtfertigbarkeit.

Es wird immer die Fähigkeit des Menschen zum moralischen Handeln als Unterschied zum Tier hervorgehoben. Jedoch stellt sich die Frage ob der Mensch diese Fähigkeit auch positiv nützt! Weitere Beispiele hierfür wären die Zootierhaltung und das Brauchtum.

Unser widersprüchliches Verhalten gegenüber Tieren wird vor allem durch tief verwurzelte Einstellungen und soziale Kräfte ermöglicht. So lernen Kinder im Zuge der Moralentwicklung bestimmte Regeln und halten sich in Situationen ohne Kontrolle und Strafe daran, dadurch kommt es zur fortschreitenden Internalisierung von kulturellen, seit Jahrhunderten übernommenen und oft wenig abgeänderten, Regeln. Somit werden Werte und Normen anderer als gültig übernommen, ohne jemals hinterfragt zu werden. Das betrifft die Verhaltens-, die Gefühls- und die Urteilsdimension. Schließlich wird unser moralisches Verhalten noch durch situationsspezifische Faktoren wie Gruppendruck, Werte der Gruppe, Strafe oder Belohnung bedingt oder auch soweit beeinflusst, dass Personen gegen ihre ursprünglichen Wertvorstellungen handeln. Barnes spricht von einer konditionierten moralischen Blindheit (=vorübergehende Unfähigkeit den ethischen Aspekt einer Entscheidung zu sehen), die vor allem durch Internalisierung entsprechender Wertvorstellungen entsteht.

Vor allem in der Kindheit erfolgt vieles in der Erziehung bevor ein bewusstes Ablehnen oder Akzeptieren möglich ist und so wird unsere Form der Mensch-Tier-Beziehung mitgeprägt und auch Teile dieser irrationalen Beziehung zur Normalität erklärt. Dazu schreibt FREUD: „Das Kind zeigt noch keine Spur von jenem Hochmut, welcher dann den erwachsenen Kulturmenschen bewegt, seine eigene Natur durch eine



scharfe Grenzlinie von allem anderen Animalischen abzusetzen. Es gesteht dem Tier ohne Bedenken die volle Ebenbürtigkeit zu; im ungehemmten Bekennen zu seinen Bedürfnissen fühlt es sich wohl dem Tiere verwandter als dem ihm wahrscheinlich rätselhaften Erwachsenen.“ (FREUD 1996-75, S. 412)

Nicht zuletzt hindern uns Abwehrmechanismen wie Verdrängung, Spaltung und Rationalisierung die Widersprüchlichkeit in unserem Denken und Handeln wahrzunehmen.

Dipl. Tzt. Dr. Ulrike GISSING, Tierärztin, Spital am Pyhrn



Auswirkungen von Stress auf Wildtiere

„Stress entsteht aus Verunsicherung in einer andersartigen Situation“

Stress gehört zu den populärsten Begriffen der Alltagssprache. Meist ist dieser Begriff negativ besetzt. Stress wird als etwas Belastendes, Unangenehmes oder Bedrohliches empfunden. Reaktionen auf Stress sind jedoch auch erforderlich, um Belastungssituationen besser zu meistern. Negativ wirken sich aber jedenfalls chronische Stresssituationen („Dauerstress“) aus.

Zum Begriff „Stress“

Der Begriff „Stress“ wird häufig verwendet und meist als negativ aufgefasst, was so nicht stimmt. Stress bezieht sich auf eine Reihe physiologischer Veränderungen, wie Hormonausschüttungen oder Herzfrequenz und befähigt Mensch und Tier im positiven Sinne des Stresses mit verschiedenen Umweltbedingungen (Hitze, Kälte, Hunger, Durst usw.), Verletzungen oder bei Fluchten leistungs- und widerstandsfähiger zu sein. Durch Stress wird der Blutdruck erhöht, Energie mobilisiert, Gehirn und Muskulatur stärker durchblutet und die Aufmerksamkeit erhöht. Weiters sinkt der Appetit, Sexualverhalten sowie Sexualinteresse werden eingeschränkt oder eingestellt. Erlebnisse, die in Stresssituationen gemacht werden, prägen sich in das Langzeitgedächtnis ein – dies ist uns mittlerweile aus dem Rotwildverhalten (besonders der Alttiere!) hinlänglich bekannt.

Stressfaktoren oder Dauerstress können aber durchaus leistungsmindernd wirken, die Individuen krankheitsanfälliger machen und Verendensraten erhöhen. Folgen von Dauerstress können Verhaltensänderungen, Störungen des Zuckerstoffwechsels, Wachstumsdepression, Konditionsverlust, Muskel- und Knochenschwund sowie eine deutliche Immunsuppression, also Abwehrschwäche sein, was wiederum Krankheitsanfälligkeit und Parasitenbefall steigert.

Auslöser von Stress

Psychologische Auslöser von Stress sind beispielsweise Furcht, Angst oder Rivalität. Menschliche Störungen führen bei Tieren nicht nur zu einer Erhöhung des Stresshormonspiegels (Cortisol), sondern beeinträchtigen die Fitness einer Population auch in anderer Weise. So rief das Auftreten von Paragleitern nicht nur eine deutliche Fluchtreaktion beim Gamswild hervor, sondern veranlasste sie auch, längere Distanzen und mehr Höhenmeter zu überwinden bzw. ihre bevorzugten Äsungsplätze frühzeitig zu verlassen und sich in bewaldete Gebiete zurückzuziehen. Durch den erhöhten Energieverbrauch einerseits und die Aufnahme qualitativ minderwertiger Äsung andererseits, kommt es zu einer Abnahme von Körpergewicht und Körperfett. Ein länger dauernder erhöhter Stresshormonspiegel wirkt immunsuppressiv und führt zu Abbau von Fett, Muskulatur und Knochen und beeinträchtigt so die Fitness der Tiere und erhöht wiederum die Krankheitsanfälligkeit.

Eine Überlagerung menschlicher Aktivitäten oder von negativen Lebensraumfaktoren kann Reaktionen und großräumiges Ausweichverhalten sowie Änderungen des Tagesrhythmus der Wildtiere verstärken. Mancherorts wird sogar Gamswild schon zum Dämmerungstier!

Reaktionen auf Stress

Meist erkennen Naturnutzer lediglich die Reaktionen auf den von ihnen selbst gesetzten Störreiz. Dass sich Störungen täglich häufig wiederholen können, wird dabei meist übersehen. Menschliche Störungen beeinflussen also das Verhalten (z. B. Veränderung der tages- oder jahreszeitlichen Aktivität), die Lebensraumwahl (Veränderung der Gebietsnutzung, vermehrt „Waldgams“, verstärkter Wildeinfluss auf den Schutzwald), die Fitness und auch die Bestandsgrößen (verminderte Fortpflanzungserfolge) von Wildtieren. Langzeitstudien belegen, dass häufiges Sichern, Flüchten und „In-Deckung-Bleiben“ eine schlechtere Kondition der Einzelindividuen verursacht, was sich auf Populationsebene auch in einer geringen Nachwuchsrate äußern kann. Die Reaktionen von Wildtieren auf Störungen sind von verschiedenen Faktoren abhängig:

- von Tierart, Alter und Geschlecht (z.B. Geiß-Kitz-Rudel sind störungsempfindlicher als Gamsböcke),
- Populations- bzw. Rudelgröße und -zusammensetzung
- vom jeweiligen Lebensraum und „Sicherheitszonen“
- der Art der Annäherung des Menschen (von unten oder oben, schnell oder langsam),
- von der Frequenz der Aktivitäten (wiederholt oder sehr selten) und
- von der Vorhersehbarkeit (z.B. gleichbleibende Routen oder abseits von Wegen).
- Begleitumständen (z.B. Mitführen von Hunden mit oder ohne Leine)

Für ein Einzeltier zeigen sich die gravierendsten Folgen der Flucht im erhöhten Energieverbrauch, der wieder durch gesteigerte Äsungsaktivität wettgemacht werden muss. Oft kommt es dadurch aber zu Konzentrationen von Wild in abgelegenen Teilen des Reviers und dort dann infolge der zu lokal hohen Dichte zu stärkeren Schädigungen durch Verbiss an der Waldverjüngung und höherem Infektionsdruck (z.B. mit Lungenwürmern).

Stress ist messbar

In eigenen Untersuchungen wurden der Einfluss der Jagdmethode und der Jahreszeit (Brunft) auf den Stresshormongehalt (Cortisol) in Harn-, But- und Losungsproben von Schalenwild gemessen. Bereits rund 10 Minuten nach einer Stressbelastung sind Stresshormone im Harn (auch Speichelproben wären möglich) nachweisbar, nach rund 8 bis 10 Stunden (auch abhängig von der Tierart) in der Losung. Interessant an den Ergebnissen war, dass die Hormongehalte von auf gut organisierten Stöberjagden erlegten Stücken unwesentlich über jenen lagen, die auf Einzeljagden erlegt wurden. Deutlich höher waren die Stresshormongehalte im Harn von brunftaktiven männlichen Stücken. Brunft bedeutet als auch „Stress“ ist aber nicht als negativ zu bewerten ...

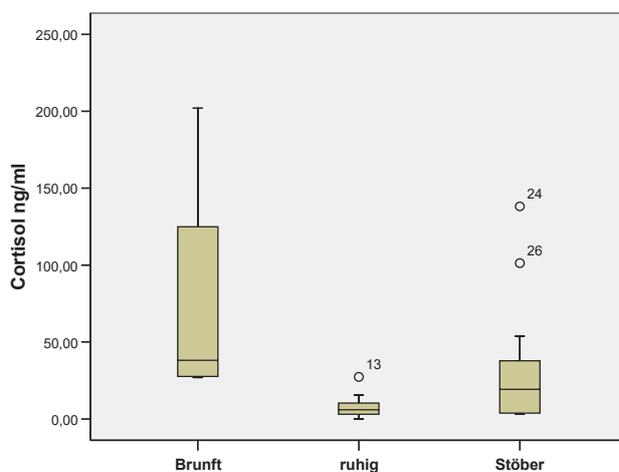


Abb. 1: Cortisolwerte in Harn von verschiedenen „Belastungsgruppen“ (brunftaktive männliche Stücke, Einzeljagd = „ruhig“ und Stöberjagd).

Im ersten Pilotprojekt (DEUTZ u. VÖLK, 2006) wurden Proben zur Quantifizierung der Stressbelastung von unterschiedlich belastetem Wild bei 33 Stück Schalenwild (14 Reh-, 12 Rot-, 5 Muffel-, 2 Gamswild) nach dem Erlegen Harnproben gezogen. Die erlegten Wildtiere konnten in drei „Belastungsgruppen“ (männliche Tiere in der Brunft; auf Einzeljagd erlegte, ruhige und vertraute Stücke; auf Stöberjagden erlegte Stücke) eingeteilt werden. Die Stöberjagden dauerten 2 bis 3 Stunden, wobei bei diesen Jagden auch „unbelastete“ Stücke zur Erlegung gelangten. Nach vorliegenden Ergebnissen zeigen vor dem Erlegen beunruhigte oder nachgesuchte Stücke sowie brunftaktive Stücke deutlich höhere Cortisolwerte im Harn als Stücke die vor dem Erlegen ruhig und vertraut waren. Cortisol ist ein Hormon, welches in der Nebennierenrinde gebildet und bei Belastungen vermehrt in die Blutbahn ausgeschüttet wird. Kurze Zeit später ist dieses Stresshormon auch im Harn nachweisbar. Die Belastung von brunftaktiven Stücken lag deutlich über jener von auf Stöberjagden erlegten. Die Cortisolmessungen ergaben Werte zwischen 0,02 und 202,00 ng (Nanogramm) pro Milliliter Harn. Die beiden höchsten Werte wiesen ein Hirsch und ein Alttier mit Weich bzw. Laufschuss auf, die nach ca. 2 Stunden einen Fangschuss erhielten.

Die Querstriche in den Boxen der Abb. 1 repräsentieren den Mittelwert (Median), die Boxen 75% aller Werte und darüber hinaus sind die Ausreiser und Extremwerte dargestellt. Die relativ niedrigen Cortisolwerte bei auf Stöberjagden erlegten Stücken sind auch darauf zurückzuführen, dass nur verlässlich spurlaut und einzeln jagende Hunde zum Einsatz gelangten, um die Belastung für das Wild gering zu halten und die Stücke möglichst langsam vor die Schützen zu bringen. Derartige Untersuchungen sind auch geeignet, um Diskussionen zum Thema „Tierschutz und Jagd“ zu versachlichen.

Auswirkungen auf die Wildbret-/Wildfleischqualität

In der Slowakischen Republik wurden in Farmwildbetrieben verschiedene Schlachtmethode mit dem Ziel überprüft, den Stress vor dem Schlachten zu quantifizieren. Dabei wurde eine große Abhängigkeit zwischen der Intensität der körperlichen Belastung vor der Schlachtung und dem Glykogengehalt in der Muskulatur



ermittelt. Während das erste geschlachtete Tier aus der Gruppe 70 µmol Glykogen/g in der Muskulatur hatte, wiesen die letzten Tiere, die etwa 2 – 3 Stunden später geschlachtete wurden, nur noch 7 bzw. 17 µmol Glykogen/g in der Muskulatur auf. Es handelte sich dabei um Tiere, die sich frei in einem einige Hektar großen Gehege bewegten (MOITJO et al., 1994).

Die Fleischreifung ist einerseits abhängig vom Glykogengehalt der Muskulatur und andererseits von der Temperatur. Im lebenden Tier wie im auch im Schlachtkörper oder Wildbret wird Glykogen zu Milchsäure abgebaut, die aber im Schlachtkörper in der Muskulatur verbleibt und deren pH-Wert von 7,2 bis gegen 5,4 absenkt. In diesem Fleischreifungsprozess werden Muskelfilamente enzymatisch (Calpaine und Cathepsine) gelockert und abgebaut, wodurch das Fleisch sowohl zarter wird, als auch an geschmacklichen Komponenten gewinnt (BINKE, 2005).

Lärm als Stressor

Das Ohr übernimmt eine sehr komplexe Aufgabe, da es gleichzeitig die Lautstärke und -höhe, die Klangfarbe wie auch die Herkunftsrichtung des Schalles bestimmt. Der Eindruck von „schwach“ oder „stark“ den ein Geräusch hinterlässt, also die Lautstärke, hängt von mehreren Faktoren (Schwingungszahl, Druckpegel, spektrale Zusammensetzung der jeweiligen Schallwellen) ab. MARSCHANG (1978) ging noch davon aus, dass man bei Tieren von Erkenntnissen der Humanmedizin auszugehen hätte, verwies aber schon darauf, dass es offensichtliche wesentliche Artunterschiede gibt. HEFFNER (1998) untersuchte die Hörbereiche für domestizierte Vögel und Säugetiere und stellte sie dem Hörvermögen des Menschen gegenüber. Allein daraus ergaben sich sehr deutliche Unterschiede in den unteren und oberen Hörschwellen.

Viele Untersuchungen zur Lärmbelastung oder -empfindlichkeit wurden bis dato an Haustieren oder zahmen Tieren durchgeführt, da leichter vergleichbare Parameter geschaffen werden können. Lärmbelastungen wirken als unspezifischer Stressor. Dieser Stress kann zu negativer Beeinträchtigung der Gesundheit und Produktivität (z. B. der Fruchtbarkeit, Gewichtszunahmen oder der Milchleistung) der Tiere führen. Stress ist bei Rindern anhand von Verhaltensänderungen, wie Erhöhung der Bewegungsaktivität, Steigerung der Herzfrequenz und der Pulsraten sowie Änderungen von bestimmten Blutparametern gut messbar. Heute weiß man, dass bei Rindern Extremereignisse durch sehr starke, plötzlich auftretende, bis dahin völlig unbekannte Lärmeinwirkungen zu ernsthaften Schreckreaktionen führen können. Oftmals stehen diese in Zusammenhang mit hohen Schalldruckpegeln sowie mit optischen und anderen zusätzlichen Reizen und sind mit Fluchtreaktionen verbunden, die teilweise mit Springen, Rennen gegen Hindernisse, Stürzen und evtl. daraus resultierenden Verletzungen einhergehen. Solche Ereignisse, wie sie bei Manövergeschehen bzw. Schweben- und Überflügen mit Hubschraubern in geringer Höhe über den Tieren bei Schalldruckpegeln im Tierbereich von ca. 100 – 120 db zu beobachten sind, wurden als (Mit-)Auslöser von Aborten angesehen. Plötzlich einsetzender starker Lärm führte zu geringerer Milchleistung bzw. verminderter Futteraufnahme. In allen angeführten Untersuchungen an Rindern wurde ersichtlich, dass oft schon nach kurzer Zeit (einige Minuten bis einige Tage) ein Habituationseffekt (Gewöhnungseffekt) erkennbar ist, wodurch sich die lärmbedingten Veränderungen im Verhalten, der Herzfrequenz bzw. der Blutparameter merklich verringerten. Wenn der Lärmpegel 90 db betrug, störte er die Tiere nach fünf Minuten nicht mehr und nach drei Tagen war beim Einschalten dieser Geräuschquelle keine Reaktion mehr erkennbar. Jüngere Tiere reagieren im Allgemeinen stärker als ältere, orientieren sich in ihrem Verhalten aber an den Reaktionen und dem Verhalten der Muttertiere bzw. der Leittiere.

Wildtiere und Lärm

Der Gehörsinn ist bei allen Hirscharten ausgezeichnet. Beim Rotwild ist die Raumorientierung anhand von Geräuschen sehr gut ausgeprägt, wobei sich das Hörvermögen bis in den ultrakurzen Tonbereich erstreckt (BUBENIK, 1984). Durch das gute Hörvermögen und die beweglichen Lauscher gelingt es dem Schalenwild auch Geräuschquellen exakt zu lokalisieren und die weiteren Sinne (Lichter, Windfang) auf diese zu richten und damit effektive „Feindvermeidung“ zu betreiben.

Grundsätzlich ist es schwierig aus Untersuchungen von Nutztieren auf Wildtiere zu schließen und allgemein gültige Antworten zu finden. Mitunter zeigt sich, dass der Einfluss von Lärm zwischen den einzelnen Arten, ja sogar innerhalb der Individuen einer Population sehr unterschiedlich sein kann (BUSNEL, 1978). Dass Wildtiere mit Lärm, solange keine anderen Faktoren (Bejagung, Störung usw.) miteinfließen, verhältnismäßig gut umgehen können, zeigen Beispiele von Truppenübungsplätzen. Grundsätzlich ist davon auszugehen, dass Wildtiere betreffend ihre Wahrnehmung sensibler sind, allerdings ist auch bekannt, dass mit einem gleichbleibenden Reiz wie bei den Haustieren eine gewisse Habituation (Gewöhnung) eintreten kann. Nach INGOLD (2003) versteht man darunter eine reizspezifische Abnahme der Reaktion aufgrund von Erfahrung, wobei von Bedeutung ist, dass ein bestimmtes Ereignis möglichst konstant bleibt oder in gleicher Art und



Weise und mit einer gewissen Häufigkeit auftritt – was wir bei der Jagd allerdings selten vorfinden. Rehwild reagiert nach STUBBE (1997) sehr unterschiedlich auf Geräuschquellen, was nicht zuletzt mit dieser Gewöhnung zusammenhängt, aber auch mit der jeweiligen Situation in der sich das Reh zur Zeit der Geräuscheinwirkung befindet (ruhig äsend, fluchtbereit usw.). Dies zeigt auch eine ältere Studie an Weißwedelhirschen. In zwei voneinander unabhängigen Gebieten hatten sich in einem Gebiet die Tiere an den Lärm von Motorschlitten gewöhnt, während sie in der anderen Population ihre Streifgebiete erweiterten – die Forscher vermuteten damals, dass die Tiere dadurch möglicherweise sogar in ein Energiedefizit kamen (DORRANCE et al., 1975).

Wildtiere sind heute in den dicht besiedelten Gebieten Mitteleuropas einer deutlich höheren Lärmbelastung ausgesetzt als noch vor wenigen Jahrzehnten. In einer Untersuchung zur unterschiedlichen Auswirkung von visuellen Störungen und Geräuschreizen beim Rotwild stellten HODGETTS et al. (1998) fest, dass die Reaktionen auf visuelle Reize wesentlich stärker waren, ebenso die Aggression während des Reizes und die Wachsamkeit in der Folge des Reizes. Dies bestätigen auch die Untersuchungen mit Hilfe der Biometrie. Offensichtlich wird also stärker auf beobachtetes Geschehen reagiert, dennoch sollte das Hören nicht unterschätzt werden.

Problematisch für das Rotwild, das bereits Erfahrungen mit dem Schussknall sammeln musste, ist sicherlich die Durchführung schlecht geplanter Drück- oder Bewegungsjagden in Verbindung mit der Knallerei zu Silvester. In einer anfangs der 1980er Jahre durchgeführten Untersuchung (HARRINGTON et al., 1991) konnte bereits gezeigt werden, dass bei niederen, überraschende Überflügen von Jets über Karibus – also kurzfristiger intensiver Lärmeinwirkung – kein Gewöhnungseffekt auftrat, sondern die Tiere stets mit Flucht reagierten, welche zur Trennung von Muttertieren und Jungtieren, Verletzungen von Kälbern oder Aborten führen konnte. In weitere Folge wurde auch festgestellt werden, dass die Milchproduktion verringert war und die Kälber schlechtere Wachstum zeigten. Ähnliches konnte auch HOMPLAND (1985) in einer Studie feststellen, die sich vorrangig mit Rotwildkälbern beschäftigte. Für erfahrene, bejagte Wildtiere könnte somit die Silvesterknallerei vom 31. Dezember auf den 1. Jänner nichts Anderes bedeuten als eine österreichweite, flächendeckende Nachtjagd – mitunter mit erheblichen Konsequenzen ...

„Lichtverschmutzung“ und die Tierwelt oder „Verlust der Nacht“

Bei einem Blick vom Flugzeug oder selbst aus dem Weltall auf die Erde ist die zunehmende nächtliche Beleuchtung menschlicher Siedlungsräume erkennbar. Die Lichtverschmutzung („Lichtsmog“) ist mittlerweile ein Umweltproblem, welches jährlich um rund 5 % steigt. Nachdem fast ein Drittel der Wirbeltiere und zwei Drittel der wirbellosen Tierarten nachtaktiv sind, ist ein Einfluss auf den Tag-Nacht-Rhythmus „einleuchtend“. Die massivsten Auswirkungen des nächtlichen Lichtes ergeben sich für Zugvögel, von denen viele Arten bevorzugt in der Nacht fliegen. Damit sparen sie Zeit, Energie und Wasser und bleiben noch dazu vor den meisten Beutegreifern verschont. Zugvögel orientieren sich bei Nacht vor allem an natürlichen Lichtquellen, wie Mond und Sternen, am Erdmagnetfeld und auch optisch, beispielweise an Flussläufen oder markanten Geländepunkten. Künstliche Lichtquellen können Zugvögel anlocken oder schrecken. Eine Schreckwirkung ist besonders bekannt von sogenannten „Skybeamern“, die oft den Standort von Diskotheken markieren und hunderte Meter in die Luft strahlen.

Humanmedizinische Betrachtungen

Obwohl Belastungs- und Stressbegriffe in der Literatur nicht einheitlich verwendet werden, kann von einem Konsens zwischen der angelsächsischen „Stresstradition“ und der deutschsprachigen „Belastungs- und Beanspruchungstradition“ ausgegangen werden. Im Sinne eines Person-Umwelt-Modells können die verschiedenen Begriffe geordnet werden. Die auf die Person einwirkenden Bedingungen als Belastung oder Stressfaktor sowie die in der Person stattfindenden Prozesse bzw. deren Wirkungen als Beanspruchung, Stress oder Stressreaktion. Grundsätzlich gibt es drei theoretische „Stress-Konzepte“:

Stimuluskonzepte interpretieren Stressoren als Situationen, die Stress erzeugen (z. B. Verlust des Arbeitsplatzes, Tod einer nahestehenden Person). Das Problem der „stressful life event“-Forschung ist: Verschiedene Personen reagieren auf dieselben äußeren Bedingungen sehr unterschiedlich. Dennoch lassen sich bestimmte Stressorenklassen finden, die mit ziemlicher Regelmäßigkeit bei größeren Personengruppen als Stressoren wahrgenommen werden und entsprechende Reaktionen bewirken.

Reaktionskonzepte gehen umgekehrt vor: Sie bestimmen Stress über das Verhalten des Organismus, unabhängig davon, wie er ausgelöst wurde. Stress ist nach Hans Selye, dem „Vater“ der Stressforschung, die „*unspezifische Reaktion des Organismus auf jede Anforderung*“. Das Problem dieses Ansatzes liegt in der Wahl des Kriteriums: Die verschiedenen Messebenen korrelieren nur relativ gering miteinander. Zudem können, besonders im physiologischen Bereich, dieselben Reaktionen durch sehr verschiedene Ereignisse ausgelöst



und überlagert werden, die in ihrer psychologischen Bedeutung gegensätzlich sein können (z.B. Freude vs. Angst).

Transaktionale Konzepte versuchen, Schwächen der ersten beiden Konzepte zu überwinden. Hauptbestandteil dieser Ansätze ist die Inkongruenz zwischen den Anforderungen der Umwelt und den Kapazitäten des Individuums. Transaktionale Modelle haben trotz weitgehender Anerkennung als kognitive und handlungsorientierte Konzepte allerdings wenig zur eindeutigeren Bestimmung des Stressbegriffs selbst beigetragen. Deren Gewinn liegt vor allem in der Abgrenzung zu positiven Erregungszuständen, zu Euphorie oder zu „Eustress“ („guter Stress“) gegenüber „negativem Stress“ oder „Distress“ nach SELYE. In letzter Zeit werden zunehmend aber auch Gemeinsamkeiten zwischen Belastungs- und Stresskonzepten verdeutlicht. Stress entsteht unter Bedingungen, wenn zielbezogenes Handeln erschwert wird („Regulationshindernisse“ und „Regulationsüberforderung“). Stress kann verstanden werden als ein intensiver, unangenehmer Spannungszustand in einer stark aversiven, bedrohlichen, subjektiv lang andauernden Situation, deren Vermeidung subjektiv wichtig ist. Die bisher angesprochenen Stressbedingungen beziehen sich nicht nur auf „große“, seltene Ereignisse, sondern vor allem auch auf kleinere, alltägliche Unannehmlichkeiten. Diese werden in der Literatur Mikrostressoren genannt. Viele negative Ereignisse sind oft überhaupt nur deshalb als stressende Lebensereignisse zu interpretieren, weil sie zu sehr häufigen Mikrostressoren führen. Am Arbeitsplatz sind fast immer die täglichen Stressoren für die Stressgenese wichtiger als große und seltene negative Ereignisse. Entscheidend ist die Kumulation solcher Ereignisse, die für die Person im Sinne von Mehrfachbelastungen zu einem Dauerzustand von kognitiv und emotional erfahrenem Stress führen kann. (UDRIS u. FRESE, 1999).

Literatur:

- AHLERS, D., GRUNERT, E. (1983): Hubschrauberüberflüge und Geburtsstörungen beim Rind (Gutachten). Deutsche Tierärztliche Wochenschrift **90**, 444-447.
- BUBENIK, A. B. (1984): Ernährung, Verhalten und Umwelt des Schalenwildes. BLV, München.
- BUSNEL, R. G. et al. (1978): Effects of noise on wildlife. N.Y., Academic press.
- BINKE, R. (2005): Vom Muskel zum Fleisch. Rundschau f. Fleischhygiene und Lebensmittelüberwachung. 57, Heft 2, 27-31.
- DEUTZ, A. (2021): Aujeszký – stressbedingt? Pirsch-Tierartzkasten 11/21, 24
- DEUTZ, A. (2018): Zu viel Stress macht krank. Der Anblick 1/18, 8-9.
- DEUTZ, A. (2015): Hörleistungen bei Wildtieren. Der Anblick 12/15, 38-40.
- DEUTZ, A., GRESSMANN, G. (2012): Jagddruck: Stress in Eis und Schnee. Der Anblick 12/12, 16-18.
- DEUTZ, A., MÖSTL, E. (2007): Beurteilung von Stresssituationen für Wildtiere durch Kortisolmessungen im Harn. Amtstierärztl. Dienst u. Lebensmittelkontrolle, S. 221.
- DEUTZ, A., VÖLK, F. (2007): Wildbret: Stress ist messbar. Der Anblick 12/07, 20-21.
- DEUTZ, A., VÖLK, F. (2006): Wildbrethygiene bei Stöberjagden. Der Anblick 9/06, 29.
- DEUTZ, A. (2004): Veterinärmedizinisches Gutachten zum Projekt „A1 Ring“.
- DEUTZ, A. (2007): Veterinärmedizinisches Gutachten zum Projekt „Spielberg NEU“.
- DORRANCE, M., et al. (1975): Effects of snowmobiles on white-tailed deer. J. Wildlife Management **39** (3): 563-569.
- HARRINGTON, F., et al. (1991): Short-term impacts of low level jet fighter training on Caribou in Labrador. Arctic. **44** (4): 318-327.
- HOMPLAND, G. et al. (1985): Elk responses to simulated mine disturbance in Southeast Idaho. J. Wildlife Management **49** (3): 751-757.
- INGOLD, P. (2003): Reaktionen der Wildtiere gegenüber Freizeitaktivitäten. Jägertagung, Aigen.
- MOJTO, J., KARTUSEK, V., SLAMECKA, J. (1994): Einfluss zweier verschiedener Schlachtmethoden auf die Fleischqualität von in landwirtschaftlichen Gehegen gehaltenen Damhirschen. Ber. 2. Europ. Fachtagung zur landwirtschaftlichen Wildtierhaltung, 29. Sept. – 1. Okt., Bundesverb. F. landwirtschaftl. Wildtierhaltung, Bonn, S. 160-167.
- STUBBE, C. (1997): Rehwild. Parey Buchverlag Berlin, 4. Aufl.
- UDRIS, I., FRESE, M. (1999): Belastung und Beanspruchung. In: Hoyos/Frey (Hrsg.): Arbeits- und Organisationspsychologie. Ein Lehrbuch. Psychologie Verlags Union, Weinheim, S. 429-445.
- VÖLK, F. (2012): Jagddruck: Schusszeiten, Bejagungspraxis und Scheuheit des Wildes. In: LFZ Raumberg-Gumpenstein (Hrsg.): Tagungsbericht der 18. Österreichischen Jägertagung, Irdning, 1-5.



Können Jäger:innen wie Beutegreifer jagen?

Der Mensch, der ja auch Beutegreifer ist, ist eigentlich schlecht ausgestattet, um zu töten:

Er besitzt keine Fangzähne, hat weder scharfen Krallen noch verfügt er, wie z.B. manche Schlangen oder Insekten, über eine Giftproduktion.

Weiters kann er nicht schnell laufen, hat relativ langsame Reaktionen und ist somit leicht verletzbar.

Außerdem sind die Sinne des Menschen reduziert: Der Geruchssinn ist mittelmäßig, der Gehörsinn ist selbst bei Kindern, die noch höhere Töne wahrnehmen können, gegenüber unseren potentiellen Beutetieren schwach ausgebildet und sehen in der Dunkelheit ist ohne Hilfsmittel ebenso kaum möglich.

Also, nein, Menschen können nicht wie Raubtiere jagen!

Und in der Wirkung auf Wildtier-Bestände bzw. die Regulierung von Beständen?

Die Wechselwirkungen zwischen Räuber und Beute sind komplex, aber die Verhältnisse in einem Ökosystem sind noch viel komplexer. Gerade in einer Kulturlandschaft mit höherer Produktion (Biomasse) und größerer Biodiversität sowie Verfügbarkeit von Ressourcen ist das Gefüge von noch mehr Faktoren beeinflusst, wo die Wechselwirkungen schwer zu erfassen sind (Bsp. Rotfuchs in Nord- und Südschweden: In der Kulturlandschaft Südschwedens sind Füchse weniger auf die Anwesenheit von Feldmäusen angewiesen als in Nordschweden, wo die Fuchsdichte von jener der Mäuse abhängt).

Außerdem beeinflusst die Beutedichte nicht nur die Räuberdichte und umgekehrt, sondern die Beute – meistens Pflanzenfresser – wirkt auf die Vegetation ein und die Schädigung der Pflanzen wirkt sich wiederum auf die Populationsdynamik der Pflanzenfresser und anderer Arten aus (Bsp. Kanad. Luchs wird von der Dichte der Schneeschuhhasen beeinflusst; die Hasen sind abhängig von Pflanzentrieben, die bei starkem Verbiss mit Abwehrmechanismen reagieren. Das Kragenhuhn wird in der Folge vom Luchs beeinflusst).

Im Revierjagdsystem kommt die schuldunabhängige Wildschadenzahlung durch den Jagdausübungsberechtigten noch dazu, somit zusätzlich monetäre bzw. soziokulturelle Faktoren.

Weiters hinzukommen Parasiten und Krankheitserreger, die sowohl die Dichte der Beutetiere, als auch die der Beutegreifer beeinflussen; und natürlich Witterungsbedingungen (Niederschlag, Temperatur, Schneetiefe etc.).

Den Menschen als Beutegreifer betreffen diese Faktoren nur bedingt bzw. dann, wenn v.a. monetäre Beweggründe oder gesetzliche Vorgaben im Spiel sind (Abschusspläne, Wildschaden, Jagdpacht).

Die (menschliche) Jagd ist selbstverständlich auch ein Einflussfaktor auf die Beute – direkt und indirekt. Und ebenso auf den Beutegreifer selbst, der mitunter bejagt wird.

Direkter Einfluss besteht in der Nutzung der Beute durch den Menschen, aber auch durch den Beutegreifer. Indirekt durch Präsenz im gemeinsamen Lebensraum und damit verbundenen Risiken für die Beute. Änderungen im Verhalten sowie der zeitlichen und räumlichen Nutzung des Lebensraumes sind die Folge.

Dies macht sich der Jäger oder die Jägerin bei seinen Bejagungsstrategien zu Nutze (oder sollte es zumindest). Vornehmlich bei der Schwerpunktbejagung, um (Jagd)Druck im sich zu verjüngenden Wald zu erhöhen. Damit wird eine „Landschaft der Angst oder der Furcht“ geschaffen, die bestimmte Wildtiere veranlassen soll, jene Gebiete (z.B. Schutzwald) zu meiden.

Die Gründe oder Antriebe, zu jagen

Frühe Jäger und Tiere jag(t)en wegen der Nahrung, aber auch um sich zu verteidigen bzw. um Konkurrenz auszuschalten; der Mensch jagte auch, um andere Teile der Ressource Wildtier zu nutzen, etwa Felle oder Knochen/Geweihe für Werkzeuge etc.

Die heutigen Gründe für Jäger sind weiterhin Nahrungsbeschaffung, wenngleich dies nur mehr eine (schmackhafte, naturnahe) Nische darstellt. Auch andere Ressourcen wie Trophäen oder Felle werden genutzt. Weiters jagt der Mensch, um Wildtierbestände zu regulieren; dies ist in der Kulturlandschaft bei einigen Wildarten notwendig geworden – egal, ob Beutegreifer vorhanden sind oder nicht. Der Mensch jagt auch, um sich bzw. sein Hab und Gut zu verteidigen oder auch, um die „Konkurrenz kurz zu halten“. Ebenso jagt er aus einem gewissen Trieb bzw. einer Emotion heraus, und um Freude zu verspüren. Die Jagd ist dabei aber nicht auf das bloße Töten von Wildtieren zu beschränken.

Die Wirkung bzw. die Effizienz der menschlichen Jagd ist meist eine andere als beim Beutegreifer.



Wo liegen die Unterschiede zwischen Jäger:in und Beutegreifer?

Der Mensch kann vorausschauen, er kann planen, sich informieren und gemeinsam handeln. Gut, letzteres können auch tierische Jäger, wenn man nur an Wölfe denkt.

Aber der Mensch besitzt eine hohe Intelligenz und zeichnet sich durch Erfinderreichtum aus. So hat er Waffen und Werkzeuge, vom Faustkeil bzw. Speer bis zum Präzisionsgewehr bzw. zur Nachtsichttechnik, entwickelt – und wird diese Erfindungen noch weiterentwickeln und verfeinern.

Dies, gepaart mit Fachwissen und Erfahrung, macht den menschlichen Jäger durchaus erfolgreich, aber nicht besser oder schlechter.

Wie jagt der Mensch?

(nach Dominik Dachs, Jägertagung Aigen im Ennstal, 2020)

Stadium 1: Wild finden

Um Wild zu erlegen, muss man wissen, wo und wann dieses anzutreffen ist. Dazu ist das Wissen über das Verhalten des Wildes notwendig. Das Beobachten von Wild ist nicht immer möglich, deshalb muss sich der Jäger oft auf die Interpretation von Wetter oder Pirschzeichen stützen. Wild zieht dort, wo es das Beste hält und nicht dort, wo der Jäger es will.

Stadium 2: Pirschplanung

Bevor man Wild erlegen kann, muss man die Distanz zum Wild so weit verringern, dass man ihm habhaft werden kann. Auch hier ist es wichtig zu wissen, wie sich Wild verhält, wie es auf Reize reagiert. Wer Wildverhalten mit hoher Wahrscheinlichkeit vorhersagen kann, muss nicht ganz zum Wild, sondern kann es kommen lassen.

Stadium 3: Ansprechen

Ansprechen als entscheidende Fähigkeit. Auf freier Wiese bei bestem Licht ist es mit wenig Übung keine Schwierigkeit. Aber im Wald auf ziehendes Wild und auf meist kurze Distanz ist schnelles, sicheres Ansprechen nötig.

Stadium 4: Schießen

Jeder Jungjäger in Österreich hat bewiesen, dass er auf 100 m sitzend aufgelegt ein Reh tödlich treffen kann. In der Praxis gibt es Situationen, wo der Jäger aber mehr Können benötigt. Etwa bei einem präzisen Schuss unter Zeitdruck ohne Hochsitz und idealer Auflage. V.a. Mehrfacherlegungen verlangen handwerkliches Können. Der Schütze muss sich mehrere Schussreaktionen und Anschüsse merken und sich trotzdem auf den nächsten Schuss konzentrieren.

Stadium 5: Verwertung

Nur diejenigen, die die richtige Wildbretversorgung verstehen, werden auch dann ein hochwertiges Lebensmittel erzeugen können, wenn Bedingungen nicht ideal sind. Nicht immer kann Wild bequem bergab auf die Straße geliefert werden. Manchmal ist auch die körperliche Konstitution des Jägers entscheidend, ob die ordentliche Verwertung gelingen kann oder nicht.

Quintessenz

Jäger:innen können zwar nicht wie Beutegreifer jagen, aber Beutegreifer können auch nicht wie Jäger:innen jagen... Beide verändern aber das Verhalten der Beute!

Beide können effizient sein, dem Menschen ist aber „einiges im Weg“, wenn es um die gleiche Wirkung im Ökosystem geht. So lassen es die Weidgerechtigkeit, oft die Zeit, die Öffentlichkeit, die Regeln zur Wildbretgewinnung und -hygiene, die Örtlichkeit etc. – und vielleicht auch der Wille des Jägers nicht zu, so zu jagen wie Beutegreifer.

Gerade bei der Diskussion über Schuss- und Schonzeiten versus „ökosystemgerechte Jagd“ zeigt sich, dass eben ethische Aspekte eigentlich Vorrang haben.

Beim Artenschutz oder bestimmten Situationen sind diese eventuell zu überdenken. Z.B. kurz vor und zur Aufzuchtzeit von Rebhühnern (oder anderen gefährdeten Arten) den Fuchs oder die Rabenvögel zu bejagen, oder im Spätwinter und beginnenden Frühjahr (wo meist der Verbiss im Wald stattfindet) alle Schalenwildarten und -klassen (?) zu erlegen. Das ist für viele Jäger undenkbar. Es werden Wildtierarten meist auch unterschiedlich vom Menschen „behandelt“. Der Beutegreifer handelt anders...





Ob und mit welchen Vorzeichen Jäger oder Beutegreifer regulieren bzw. (Beute)Bestände beeinflussen, hängt aber auch bzw. vor allem vom Ökosystem und in unserer Kulturlandschaft von menschlichen Einflüssen ab.

Interessant ist auch, dass Flexibilität oder Freiheiten für den Menschen oft nicht zum Ziel führen oder die gesetzten Maßnahmen übertrieben werden. Der Mensch benötigt offenbar konkrete Vorgaben mit definierten Zielen mitsamt Kontrollen.

Mag. Christopher BÖCK, OÖ Landesjagdverband, St. Florian





„Jede:r ist sich selbst die:der Nächste“

Haben Wildtiere noch einen Platz neben steigenden Freizeitnutzungen wie neue Radwege, Schirouten, Nachtwanderungen und neuen Sportgeräten wie E-Bikes. Oder woran können sich Wildtiere gewöhnen? Der Bogen geht von Grundlagen der Störungsbiologie, Stressforschung bis zu praktischen Maßnahmen, die Störungen minimieren könnten.

Zusätzliche Erschwernis ist die sinkende Bereitschaft, rational zu reagieren, je unmittelbarer eine Person von einem Ereignis betroffen ist. Das gilt für Erholungssuchende wie für Jäger. Zusätzlich zu diesen beiden „Blasen“, in denen sich Menschen bewegen und in denen sie „immer Recht haben“, haben auch Tiere ihre eigene „Sinnesblase“. Jakob von Üxkuell beschreibt die Umwelt eines Tieres nur als den Bereich, den dieses mit seinen speziellen Sinnen wahrnehmen kann.

Als Grundlage für weitere Überlegungen werden die unterschiedlichen Definitionen von „Störung“ und deren wertender Charakter in Gesetzgebung, Rechtsprechung und Naturschutz thematisiert:

Bei anthropogenen Störungen werden verschiedene endogene und in der Folge möglicherweise auch exogene Reaktionen hervorgerufen. Die „innere Erregung“ (Ausscheidung von Stresshormonen, Erhöhung der Herzfrequenz ua.) kann unter bestimmten Voraussetzungen noch durch Gewöhnung/Habituation abgefangen werden.

Gewöhnung ist das Erlernen einer grundsätzlich gefährlichen Situation als ungefährlich. Solche Situationen müssen räumlich und zeitlich vorhersehbar und häufig eintreten. Gewöhnung ist weiters abhängig von artspezifisch angeborenen Feindvermeidungsstrategien (ZB Flucht oder Tarnen), der speziellen Situation des Wildtieres (ZB Muttertier mit Jungen oder adultes Tier), saisonalen Unterschieden, der Qualität des Lebensraumes ua.

Die Herzfrequenz brütender Waldohreulen blieb im Freilandversuch bei Gewöhnung an bestimmte vorhersehbare Annäherungen im Bereich der Ruhfrequenz. Bei unvorhersehbarer Annäherung stieg sie innerhalb von 2 Sekunden nach Wahrnehmung des potentiellen Feindes auf mehr als das Doppelte an. Solche Ergebnisse unterstützen die Einführung eines Wegegebotes als Maßnahme in sensiblen Gebieten.

Auch Gams zeigen diese Gewöhnung an Menschen, wenn deren Erscheinen vorhersehbar und der Jagddruck sehr gering ist.

Trotz dieser reduzierten unmittelbaren Reaktionen auf menschliches Erscheinen werden in Lebensräumen im unmittelbaren Einflussbereich von Wegen (geländeabhängig, aber ca. 200 m) von Gams weniger häufig bestimmte Verhaltensweisen gezeigt. Der Anteil von Äsen und Ruhen an den insgesamt gezeigten Verhaltensweisen wird hier gesenkt, es wird mehr gestanden oder vorbeigezogen. Wie auch andere Auswertungen der Daten telemetriertes Tiere zeigen, sollten daher Ruhezone so geplant werden, dass eine Pufferzone eingeplant und eine gewisse Mindestgröße nicht unterschritten wird. Es werden Mindestgrößen (neben einer Pufferzone zum Weg) von ca. 800 m Durchmesser empfohlen.

Zusätzlich kann auch die Verbesserung der Lebensraumqualität in projektbeeinträchtigten Flächen sinnvoll sein. Bei Auerhühnern müssen jedenfalls 50 % der Lebensräume ohne Störungsdruck verbleiben, wenn ein lokaler Bestand erhalten bleiben soll.

Weiters werden Kollisionen von Raufußhühnern mit Liftseilen, Freileitungen und diversen Zäunen thematisiert. Ausgehen von Untersuchungen in Frankreich und Skandinavien wurde in Österreich in einer Pilotstudie des IWJ festgestellt, dass sämtliche Raufußhuhnarten betroffen sind. Die häufigsten bestätigten Kollisionsopfer sind Birkhahnen zur Balzzeit bei Liftseilen. Die topografisch und nach Bewuchs besonders gefährlichen Stellen werden aufgezeigt. Es fehlen aber oft noch praktische Maßnahmen zur Umsetzung der Sichtbarmachung dieser Leitungen und Seile. Zäune können jedoch durch Verblendung zumindest im oberen Bereich frei von Kollisionen gehalten werden.

Bei Besucherlenkungsmaßnahmen sollte die Lenkung vermehrt frühzeitig über das Internet erfolgen. Touren werden mit Unterstützung von Touren-apps bereits daheim geplant, hier sollten bereits alle wildbiologisch relevanten Daten eingespeist werden (z.B. Fütterungsstandorte, vereinbarte Wildruhezone). Die Bereitschaft zur Abänderung einer einmal geplanten Tour ist durch Hinweisschilder vorort nicht mehr hoch.

Das neue Positionspapier des österreichischen Alpenvereins zu Mountainbikes wird vorgestellt. Diese Änderung der Position (keine Forderung der generellen Öffnung der Forststraßen mehr, differenzierte Einstellung zu Befahrung mit E-Bikes) zeigt, dass laufender Austausch und Gesprächsführung zwischen Interessensgruppen nicht abreißen darf. Sich „in die Schuhe des anderen stellen“ wird als Mittel der gegenseitigen Akzeptanz und damit als Grundlage für sinnvolles gemeinsames Vorgehen angesehen.



Ruhegebiete – Notwendig oder nur ein Tropfen auf dem heißen Stein?

Unsere heimischen Wildtiere geraten immer mehr unter Druck. Zunehmender Jagddruck, veränderte Jagdmethoden, steigende Freizeitaktivitäten, Ausbau der Infrastrukturen und viele weitere Faktoren beeinflussen den Lebensraum der Wildtiere und folglich auch die einzelnen Tiere. Es ist nicht verwunderlich, dass Fachleute aus Wissenschaft, Jagd und Tierschutz schon seit vielen Jahren Ruhezone fordern. Diese Ruhezone können verschiedene Formen haben bzw. verschiedene Bereiche betreffen. So geht es um jagdliche Ruhezone zur Minderung des Jagddrucks und indirekt der Wildlenkung, Erhöhung der Sichtbarkeit usw. Ebenso können forstliche Ruhezone zur Schaffung wichtiger Ruheinseln oder auch nur temporär Ruhezone zur gezielten Lebensraumberuhigung beispielsweise während der Brut- und Aufzuchtzeit des Auerwildes umgesetzt werden. Oder auch die klassischen Wildruhezone, also Gebiete die von der Freizeitnutzung teilweise oder ganz ausgenommen werden zählen dazu.

Wildruhezone

Vorab stellt sich hier die Frage wie Wildruhezone überhaupt definiert werden. Bei dieser Form der Ruhezone handelt es sich um Landschaftsausschnitte mit einer besonderen wildökologischen Bedeutung in denen Wildtiere möglichst ohne anthropogenen Einfluss, also möglichst ungestört leben können. Hier wird die Nutzung durch den Menschen eingeschränkt oder gar ausgeschlossen. Wobei diese Einschränkungen über die Jahreszeit hinweg und aktivitätsspezifisch angepasst werden können. In den meisten Fällen werden solche Wildruhezone für die Notzeit, also die Wintermonate ab Januar ausgeschieden. Aber ist es denn überhaupt notwendig solche Wildruhezone zu schaffen? Da wir uns in Tirol in einer Kulturlandschaft befinden, in der der Tourismus und die Diversität der Freizeitaktivitäten eine sehr hohe Bedeutung haben, sollte es gar nicht notwendig sein, dass man solche Grundsatzdiskussionen führen muss. Entsprechend benötigt es in Fachkreisen auch keine weitere Erklärung. Viel wichtiger ist, dass diese Ruhezone in der Gesellschaft akzeptiert werden. Denn kann die Gesellschaft sich einschränken, ist sie bereit einige Gebiete sozusagen „aufzugeben“ und den Wildtieren zu überlassen?

Größe von Wildruhezone

Wie groß eine Wildruhezone sein muss ist stark abhängig vom jeweiligen Gebiet und den Ansprüchen der schutzbedürftigen Tierarten (Zielarten). Sicherlich dürfen die Ruhezone nicht all zu klein sein, denn dann würden sie ihre Effizienz verlieren. Die Vorteile von kleineren Gebieten liegen darin, dass sie einfacher zu kontrollieren sind, größere Akzeptanz in der Bevölkerung finden und auch der Arbeitsaufwand für das Monitoring geringer ist. Dem gegenüber stehen die größeren Gebiete, welche beispielsweise ganze Talschlüsse umfassen können, hier können entsprechende Lebensräume für raumbedürftige Arten geschützt werden. Damit erreicht man eine große Wirkung in Bezug auf die Verbesserung der Lebensraumsituation und die Anzahl Arten die positiv beeinflusst werden können. Hier liegt die Schwierigkeit eher darin, dass Sonderrechte für beispielsweise Anwohner und dergleichen geschaffen werden müssen, was wiederum die Akzeptanz stark reduzieren kann. Bei der Festlegung der Wildruhezone ist eine gute Planung von essenzieller Bedeutung.

Hat unser Wild noch Platz?

Schwenken wir den Blick auf die Wildtiere so müssen wir uns fragen, ob sie in unserer Kultur- und Freizeitlandschaft überhaupt noch Platz haben. Der verfügbare Lebensraum nimmt nicht nur in der Quantität, sondern auch der Qualität ab. Jährlich kommen neue Freizeitanlagen wie Loipen, Skilifte, Skitourenrouten usw. dazu und auch die Art und Dauer der Aktivitäten steigt fortlaufend. Früher hatte man vor allem am Wochenende Zeit, um seinem Hobby nachzugehen aber mit dem zunehmenden Angebot und der besseren Technik sind wir in der Lage die Natur auch in der Nacht als Sportgerät zu nutzen. Für die Wildtiere wird die „menschenfreie“ Zeit immer kürzer. Auf der einen Seite nimmt also der Druck immer mehr zu und auf der anderen sinkt das grundsätzliche Verständnis für die Natur. Frei nach dem Motto die Natur gehört allen oder wenn ich kein Wild sehe, kann ich es nicht stören bzw. wird die eine Störung schon nicht so schlimm sein, sind viele Freizeitnutzer immer rücksichtsloser unterwegs. Aber auch die Jagd hat sich verändert. Durch die fortschreitende Technisierung sind die Jäger früher und länger im Wald und weiter nimmt der Jagddruck, oft auch bedingt durch forstliche Ziele, zu und es kommt beispielsweise zu Abschussvorverlegung oder -verlängerung.



Best practice Beispiel: Graubünden

Der schweizerische Kanton Graubünden ist für die Umsetzung von Wildruhezonen bekannt. In diesem Kanton legt man aber auch im Bereich der Jagd viel Wert auf Ruhezeiten. Dabei kommen verschiedene Formen vor. Das größte Ruhegebiet bildet der Schweizer Nationalpark, gefolgt von den fünf eidgenössischen Jagdbanngebieten sowie einer Vielzahl von jagdlichen Ruhezeiten, sogenannte Wildasyle. Diese werden entsprechend den Ansprüchen der verschiedenen Tierarten ausgeschieden und gelten lediglich für die Jägerschaft, nicht aber für Freizeitnutzer. Die Geltungsdauer entspricht der Jagdzeit der entsprechenden Tierarten, welche für die reguläre Hochjagd auf Gams-, Reh- und Rotwild 21 Tage umfasst. Die Ziele dieser Wildasyle sind vielseitig beispielsweise soll der Jagddruck für die Feldhasen in einigen Gebieten reduziert, der Brunftplatz des Rotwildes vor jagdlichen Störungen geschützt oder die Jagdstrecke durch die positiven Auswirkungen der Ruhegebiete in dessen angrenzenden Gebieten erhöht werden. Die Wirkung der Wildasyle wird laufend überprüft und ggf. werden Anpassungen getroffen.

Der Kanton Graubünden ist aber vor allem auch durch das große Netz von Wildruhezeiten bekannt. Diese Wildruhezeiten dienen dazu dem Wild während den Wintermonaten die dringend notwendige Ruhe garantieren zu können. Weit über 200 solcher Zonen sind bereits ausgeschieden. In diesen herrscht entweder ein temporäres generelles Betretungsverbot oder ein Wegegebot. Bei Nichteinhalten drohen saftige Strafen. Durch dieses Netz an Wildruhezeiten bietet man den sensiblen Arten einen Rückzugsort. Die Größe und Lage werden dabei individuell an die Situation angepasst. Ob eine Wildruhezone zustande kommt oder nicht liegt in der Hand der Gemeindeversammlung. Auch die Wildruhezeiten werden laufend evaluiert und ggf. angepasst.

Wildruhezeiten in Tirol

Leider ist es bis anhin in Tirol per Gesetz nicht möglich Wildruhezeiten auszuscheiden und diese auch konsequent umzusetzen. Auch wenn dies bereits seit Jahren von verschiedenen Fachleuten und -kreisen gefordert wird. Per Tiroler Jagdgesetz §45 ist es zumindest möglich Wildruheflächen in der Umgebung von Fütterungsanlagen für Rotwild inkl. deren Einstandsflächen auszuscheiden. Diese dürfen nicht betreten oder befahren werden. Würde man dies so stehen lassen, würde es eigentlich gar nicht so schlecht klingen, hinter dem Ganzen steht jedoch ein großes aber. Denn ausgenommen von diesen Wildruheflächen sind Straßen, Wege, Wanderwege, Skirouten und Skiabfahrten sowie Langlaufloipen. Die Schaffung von effizienten Wildruhezeiten ist somit eigentlich gar nicht möglich. Es ist aber sehr erfreulich zu sehen, dass es doch über 190 lokal vereinbarte, freiwillige Schutzzonen gibt, welche die 46 behördlich ausgeschiedenen Zonen ergänzen. Es gibt also auch in Tirol einige gute Beispiele, wobei der Weg zu einem guten Netz an Wildruhezeiten noch weit ist. Auch die Initiative Bergwelt Tirol – miteinander Erleben hat zum Ziel den Konflikt zwischen Freizeitnutzern und den Wildtieren zu reduzieren.

Notwendigkeit oder Tropfen?

Die Notwendigkeit von Ruhezeiten steht außer Frage aber zu Beginn stellten wir uns schon die Frage, ob es sich dabei schlussendlich doch nur um einen Tropfen auf den heißen Stein handelt. Es ist noch ein weiterer Weg, den wir in Tirol gehen müssen, um unseren heimischen Wildtieren die Ruhe geben zu können die ihnen zusteht und die sie dringend benötigen. Es ist an der Zeit, dass die Gesellschaft die Wildtiere wieder wahrnimmt und sie respektiert. Uns allen muss bewusst sein dass wir, sobald wir unsere Stube verlassen um die schöne Tiroler Bergwelt zu genießen, wir gleichzeitig die Stube der Wildtiere betreten. Es benötigt also noch viel Öffentlichkeitsarbeit und Bewusstheitsschaffung, um in dieser Thematik einen Schritt weiterzukommen. Ebenso ist es schon längst an der Zeit ist, dass auch die Politik weiter voranschreitet und Wildruhezeiten einführt. Diese sollten jahreszeitlich unabhängig und vor allem auch für alle Wildarten ausgeschieden werden können. Im Winter braucht nicht nur das Rotwild Ruhe, eine Vielzahl von Wildarten ist dringend darauf angewiesen. Und im Frühjahr sind vor allem die Brutvögel während der Brut- und Aufzuchtzeit von Störungen betroffen. Diese Beispiele mögen den Anschein erwecken, dass wir generell auf die Natur verzichten müssen. Natürlich ist dies nicht der Fall, vielmehr ist eine gute und strukturierte Planung des Schutzes von wildökologisch wichtigen Lebensräumen notwendig, damit wir die richtigen Lebensräume und ihre Wildtiere zum richtigen Zeitpunkt schützen können. Nicht das Sprichwort „Tropfen auf dem heißen Stein“ sollte sich bewahrheiten sondern „steter Tropfen höhlt den Stein“ und verschafft unseren Wildtieren Ruhe vor dem Menschen.



Landschaft der Furcht - Einfluss des:der Jäger:in in der Praxis

Stefan Pfefferle ist Revierjagdmeister und führt seit 23 Jahren ein Revier im Oberallgäu mit den Schalenwildarten Rotwild, Gamswild und Rehwild.

Seine Hauptanliegen sind die Sichtbarkeit und die Lebensqualität von bejagten Wildtieren. In seiner Abschlussarbeit zum Akademischen Jagdwirt (BOKU) beschäftigte er sich mit dem Einfluss und den Möglichkeiten der Jäger in dieser Thematik.

Zahlreiche Reisen nach Afrika, Süd-/Nordamerika und Osteuropa ermöglichten ihm einen internationalen Blick auf das Verhalten von Wildtieren im Zusammenhang mit der Bejagung durch den Menschen.

Durch die langjährige Dienstzeit im touristisch geprägten Oberallgäu ist er mit dem Mensch-Wildtier-Konflikt im Alpenraum täglich beschäftigt und bestens vertraut.



Der Autor Frank Thiess (1890 – 1977) soll einmal gesagt haben:

„Angst haben wir alle. Der Unterschied liegt in der Frage wovor!“

Dieser Ausspruch - für den Menschen gedacht - trifft in gleichem Maße auf unsere Wildtiere zu.

Ob Wildtiere vor dem Menschen Angst haben, hängt wesentlich davon ab, wie sich der Mensch den Tieren gegenüber verhält. Eine besondere Verantwortung trägt hier jener Mensch, der den Tieren nachstellt, sie erlegt oder fängt – der Jäger.

Hier zwei anschauliche Beispiele wie sich Wildtiere dem Verhalten des „jagenden Menschen“ anpassen:

Im August / September dieses Jahres besuchte ich beruflich zwei verschiedene Jagdgebiete in Tansania.

Gebiet 1: Massailand - östlich von Kinyasi

In diesem Gebiet waren alle vorkommenden Wildarten erstaunlich vertraut und hatten nur geringe Fluchtdistanzen. Die lokale Bevölkerung sind die Massai – ein Hirtenvolk, das hauptsächlich von der Rinder-, Schaf- und Ziegenhaltung lebt. Jagd und Wilderei hat (ausgenommen auf Löwen und Elefanten) nur eine geringe Bedeutung.



Die Massai sind Hirten und leben von ihrem Vieh. Großen Jagddruck üben sie nicht aus.

Bild: S. Pfefferle

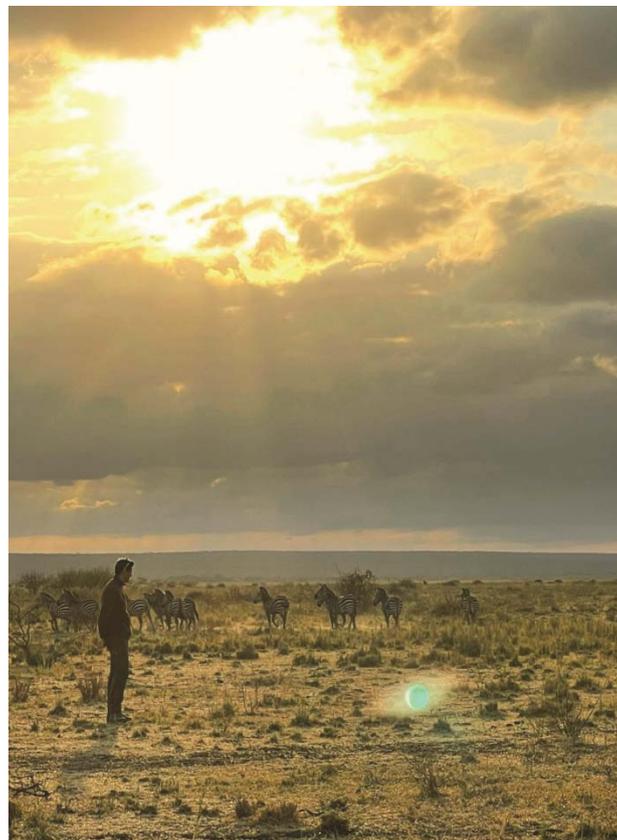


Durch eine streng reglementierte Trophäenjagd gibt es in diesem Gebiet nur geringen Jagddruck. Da aufgrund der Coronapandemie in den letzten zwei Jahren keine Jagdsafaris stattfanden, gab es nahezu keine Jagd durch den Menschen.

Das „Feindbild Mensch“ wurde sehr abgeschwächt. Möglicherweise auch vernachlässigt, da die „natürlichen Beutegreifer“ wie Löwen, Leoparden, Hyänen... anteilig eine wesentlich größere Bedeutung bekamen.



*Den (sonst scheuen) Elanantilopen konnte man sich auch im Offenland problemlos nähern
Bild: S. Pfefferle*



Sehr vertrautes Wild im Land der Massai Bild: P. Daffner





Gebiet 2: Angrenzend an den Nationalpark Selous südlich des Rufiji-Flusses

In diesem Gebiet waren die vorkommenden Wildarten auffallend scheu, sicherten ständig und flüchteten früh und weit. Die einzige Ausnahme hiervon waren die Warzenschweine. Diese standen völlig unbekümmert herum und waren besonders vertraut.

Hier gibt es einen hohen Druck durch Wilderei. Die Bekämpfung der Wilderei – das „antipoaching“ - betreiben hauptsächlich die Berufsjäger der Jagdsafaris. Diese kamen in den letzten zwei Jahren coronabedingt nicht in dieses Gebiet, und so waren der Wilderei Tür und Tor geöffnet.

Bei der lokalen Bevölkerung hat Fleisch einen hohen Stellenwert. Die Ausnahme hiervon ist das Schweinefleisch, da die Bevölkerung muslimischen Glaubens ist. So wurde allen Wildarten, außer den Warzenschweinen, extrem nachgestellt und viel von Fahrzeugen aus geschossen, um schnell viel Beute zu machen.



*Die Tiere in diesem Gebiet sicherten ständig und waren auffallend scheu
Bild: S. Pfefferle*





Nur die Warzenschweine waren vertraut. Bild: S. Pfefferle

Erstaunlich, dass sogar Pandemien und religiöse Vorschriften Einfluss auf die „Landschaft der Furcht“ nehmen.

Ursächlich ist aber das Verhalten des jagenden Menschen!

Zurück nach Europa:

Hier hat Dr. Michael Petrak, Leiter der Wildforschungsstelle des Landes Nordrhein-Westfalen, bereits in den 90er Jahren eine bemerkenswerte Methode entwickelt, um die Beunruhigung in den Revieren wissenschaftlich zu erfassen.



Er beobachtete Rotwildrudel und stoppte die Zeiträume, in denen das Leittier sicherte, im Verhältnis zu der Zeit, in der Äsung aufgenommen wurde.

In Gebieten mit geringem Jagddruck wurde wesentlich länger geäst und weniger Zeit mit Sichern verbracht. In den stark bejagten Gebieten wurde verständlicherweise mehr gesichert.

In vielen Gebieten in Bayern könnte man solche Erhebungen gar nicht mehr durchführen, da das Rotwild bei Tageslicht nicht mehr sichtbar ist. Hier sind die Jäger inzwischen bestens mit Nachtsichtgeräten und Wärmebildkameras ausgerüstet und nehmen dem Wild auch den letzten Rückzugsraum – die Nacht.

Der Lebensraum wird zur Landschaft der Angst – Landscape of fear.



Wird wenig gesichert, bleibt mehr Zeit zum Äsen! Bild: S. Pfefferle

Ein Streifzug durch das Jagdjahr zur Veranschaulichung der Praxis in den Revieren

Spätwinter

Das jagdbare Wild ist durch die zurückliegende Schonzeit mehr oder minder vertraut. Wo gefüttert wird, steht es an den Fütterungen und hat einen eingespielten Tagesrhythmus. Bereits hier kann man große Unterschiede im Verhalten erkennen. Bei manchen Fütterungen kommt das Wild bei bestem Tageslicht während es bei anderen nur nachts erscheint.

Die Jäger sind entspannt, ruhig und in der Gesamtfläche wenig aktiv.

Jagddruck auf Jäger und Wild ist auf geringem Niveau

Erstfrühling

Mit der beginnenden Vegetationszeit steigt das Nahrungsangebot für das Wild in der Fläche stetig an. So verlassen die Tiere die Futtereinstände und beginnen sich zu verteilen. Die Muttertiere suchen die Plätze auf, an denen der Nachwuchs zur Welt kommen soll.

Die Jäger haben Ihre Abschussplanungen abgeschlossen. Sie sind motiviert, freuen sich über das Ende des Winters und beginnen im Revier mit den ersten Arbeiten. Es wird Salz ausgebracht, Ansitzeinrichtungen werden repariert, Pirschsteige gesäubert und kurz vor Beginn der Schusszeit werden die Gewehre eingeschossen.

Jagddruck gering – Wild nimmt verstärkte Aktivitäten des Jägers wahr

Vollfrühling – Beginn der Jagdzeit

Der Mai ist gekommen. Das Nahrungsangebot ist auf den Freiflächen noch größer als im Wald. Die Wildtiere sind gut sichtbar und vertraut. Die ersten Kitze und Kälber werden gesetzt. Das Sicherheitsbedürfnis der weiblichen Tiere ist enorm hoch. Der vorjährige Nachwuchs wird zeitweise vertrieben und irrt planlos umher.

Die Jagdzeit auf die einjährigen Stücke bei Reh- und Rotwild beginnt. Die Jäger sind hoch motiviert, die Abschusspläne heuer zu erfüllen und beginnen auf Schmalrehe, geringe Rehböcke, Schmaltiere und Schmalspießer zu jagen.

Der Jagddruck auf den Jäger ist gering, die Motivation ist hoch. Der Jagddruck auf das Wild ist in den Tallagen schon sehr stark und dies in einer Zeit, in der die Muttertiere ein besonders hohes Sicherheitsbedürfnis haben!



Schmaltier und Schmalspießer im Mai - Jagderfolg mit Nebenwirkungen Bild: S. Pfefferle

Frühsommer bis Hochsommer

Das Jungwild ist gesetzt, die Nahrung wird im Wald immer besser und auf den Freiflächen wird das Grünland bereits gemäht oder beweidet. Die Sichtbarkeit sinkt. Die Tiere halten sich mehr im Wald auf und treten tageszeitlich später auf die Freiflächen. Bei den männlichen Stücken beginnt die Feistzeit. Sie bewegen sich weniger und sind mit Äsen, Wiederkäuen und Ruhen beschäftigt.

Nach anfänglich gutem Jagderfolg sinkt dieser jetzt stark ab und es werden nur noch einzelne Rehböcke erlegt. Schmalrehe und Schmaltiere sind schwieriger anzusprechen. Es mehren sich die erfolglosen Ansätze und Pirschgänge.

Das Feindbild Mensch ist wieder aufgefrischt. Obwohl der eigentliche Jagddruck sinkt, sorgt die vermehrte Anwesenheit des Menschen durch Landwirtschaft und Freizeitnutzung für Stress beim Wildtier.

Spätsommer

Die Jungtiere ziehen jetzt mit den Muttertieren. Äsung ist in allen Gebieten mehr als genug vorhanden. Die Rehböcke sind in der Brunft und sehr aktiv. Die Hirsche beginnen, ihr Geweih zu verfegen. Beim Gamswild steht das Scharwild hoch, die Böcke etwas tiefer und teilweise einzeln im Wald in den Schlagflächen.

Je nach Jagdgesetzgebung beginnt am 01. August die Hauptjagdzeit. Jetzt kann alles Rot- und Gamswild erlegt werden. Beim Rehwild beginnt die Jagdzeit auf Gaißen und Kitze meist im September. In Revieren mit hohem Abschussdruck beginnen die Jäger auf Alttiere und Kälber zu jagen. Sonst gilt die Jagd oft dem starken Hirsch und dem reifen Gams- oder Rehbock. Die Jäger sind jetzt im Lebensraum sehr präsent, es werden aber nur sehr geringe Stückzahlen erlegt.

Der Druck durch den Jäger steigt an.

Frühherbst

Beim Rotwild dreht sich jetzt alles um die Brunft. Es ist wesentlich aktiver als bisher und dadurch besser sichtbar. Rehböcke sieht man nur gelegentlich. Beim Gamswild ist die Lage unverändert.

Im Rotwildgebiet ordnen die meisten Jäger alles der Hirschbrunft unter. Täglich werden Wechsel und Suhlen kontrolliert, Äpfel und sonstige Lockmittel ausgebracht und viel angesessen, um den passenden Hirsch zu bestätigen oder zu erlegen. In Rehwildgebieten beginnen nur wenige Jäger mit der Erlegung von weiblichem Rehwild. Vielen Jägern sind die Kitze noch zu leicht.

Trotz steigendem Jagddruck und hoher Präsenz des Jägers werden aufgrund einer selektiven Jagd nur wenige Stücke erlegt



In der Brunft steht die Erlegung des reifen Hirsches im Vordergrund. Bild: S. Pfefferle

Spätherbst

Abgesehen von den Hochlagen ist noch überall ausreichend Äsung vorhanden. Bei sonnigen und trockenen Wetterlagen steht das Rotwild hoch und bewegt sich wenig. Bei schlechtem Wetter und erstem Schnee beginnt es in Richtung Tal und zu den Fütterungseinständen zu ziehen. Das Gamswild ist in der Brunft. Die Rehe beginnen, ihr territoriales Verhalten aufzugeben.

Jetzt ist die Zeit der Hauptabschusserfüllung. Die Behörden senden die ersten Schreiben an die Jäger und fordern zur vollständigen Erfüllung der Abschusspläne auf. Der Druck auf die Jäger steigt. Es steigt auch die Bereitschaft, Kompromisse einzugehen. Die Bejagung wird räumlich und zeitlich ausgedehnt und es wird vermehrt gekirrt. Zusätzlich werden kleinere und größere Drückjagden organisiert und durchgeführt.

Durch die vermehrt auftretenden, langanhaltenden Schönwetterperioden in dieser Zeit wird die Jagd zusätzlich erschwert. Laubfall in Verbindung mit trockener Witterung verhindern ein lautloses Vorankommen des Jägers. Die Rinder sind jedes Jahr länger auf den Weiden. Auch andere landwirtschaftliche Tätigkeiten dehnen sich bis Ende November aus und die Freizeitnutzung ist bei gutem Wetter besonders intensiv.

Der Jagddruck auf die Jäger steigt und wird 1:1 an das Wild weitergegeben. Auch bei schlechten Bedingungen wird gejagt und dadurch das "Aufwand - Jagderfolg - Störung" Verhältnis verschlechtert.

Frühwinter

Das Rot- und Rehwild steht in den Futtereinständen und zieht zum Äsen an die Fütterungen. Die Aktivität sinkt mit den abnehmenden Temperaturen und der zunehmenden Schneehöhe. Das Gamswild stellt sich in den Winterlebensräumen ein. Alle Wildarten konzentrieren sich mit höheren Stückzahlen auf geringer Fläche.

Je nach Schneehöhe rückt der Jäger jetzt immer näher an die Futtereinstände heran. Manche Jäger drückt die Erfüllung der Abschusspläne, andere die Anzahl der Wildpretbestellungen für den Weihnachtsbraten. Es werden zunehmend selbst gesteckte und gesetzliche Grenzen überschritten.

Obwohl das Wild Ruhe bräuchte, lastet auf Jäger und Wild ein hoher Jagddruck. Da sich das Wild in günstigen Lagen (oder an Fütterungen) konzentriert, gibt es bei der Jagdausübung viele sichtbare und unsichtbare Zeugen.



Wird am Futterwechsel gejagt, ist der Schaden größer als der Nutzen. Bild: S. Pfefferle

Am Ende der Jagdzeit sind oft beide Hauptakteure (die Jäger und das Wild) froh, dass es endlich vorüber ist und dann beginnt leider meist alles wieder von vorne.

**Wir müssen aus Vergangenen lernen, vorausdenken und Verbesserungen konsequent umsetzen!
Wie kann jeder einzelne Jäger konkret dazu beitragen, die Situation zu verbessern?**

Unnötige Wildbeunruhigung unterlassen!

Ich drehe noch schnell eine Runde.... (Gummipirsch)

Es gibt nicht wenige Jäger, die nahezu täglich zu den Dämmerungszeiten alle befahrbaren Forstwege abfahren, um zu schauen was im Revier los ist.

Nur mal hinsitzen und schauen....

Ansitze in Jagdflächen ohne Erlegungsaussicht oder Erlegungswillen stören erheblich

Seit Wochen gehe ich jeden Tag raus....

Dauerbelagerung führt zu scheuem Wild und unzufriedenen Ehefrauen!

Habe mir jetzt eine Wärmebildkamera gekauft....

Jetzt stören Sie das Wild zu Zeiten, in denen Sie früher „im Traum“ nicht daran gedacht hätten, ins Revier zu fahren!

Wind und Wetter sind zwar schlecht, aber der Gast hat nur heute Zeit....

Jagd bei schlechten Bedingungen ist Unterricht in Feindvermeidung für das Wild!

Heut ist der Mond so hell, da sitzen wir länger...

Die Nacht gehört dem Wild!

Lassen Sie sich beim Erlegen von Wild nicht als Mensch erkennen!

Die hatten schon unseren Wind, da habe ich geschossen bevor sie absprangen...

Haben mehrere Stücke Wild den Jäger als solchen erkannt, bringt ein Schuss nur ein Stück Beute – aber viele Zeugen, die danach wissen, dass es um ihr Leben geht!

Der gute Hirsch stand mitten am Brunftplatz beim Kahlwild als ich ihn erlegte...

Niemals sollte in Rudelverbände geschossen werden!

Bei der Nachsuche haben wir alle Einstände durchsucht....

Nachsuchen führen zwangsläufig zu großer Beunruhigung im „Schlafzimmer“ des Wildes und sollten deshalb immer fachgerecht durchgeführt werden!

Beim Heimfahren hat's dann gepasst, da stand der Bock neben der Straße...

Keine Jagd von Fahrzeugen aus!

Durch effiziente Jagdausübung den Jagddruck senken!

Ganze Familienverbände entnehmen

So werden Abschüsse schnell und störungsarm erfüllt.

Zuwachsträger reduzieren

Viele Zuwachsträger bedeuten hohe Abschusszahlen und daraus folgt hoher Jagddruck

Räumliche und zeitliche Einteilung der Jagd!

Schaffen Sie Gebiete im Revier, in denen konsequent und ganzjährig Jagdruhe herrscht.

In diesen Gebieten kommt das Wild wieder zur Ruhe und wird vertraut.

Nützen Sie die „guten Zeiten“ innerhalb der Jagdzeit und bleiben Sie bei schlechten Erfolgsaussichten zuhause oder an Übersichtsplätzen, an denen Sie das Wild nicht stören.

Dauerbelagerung macht Wild scheu und unvertraut.

Vermeiden Sie die störungsintensive Frühjahrsjagd so gut es geht

Fazit:

Lenken Sie Ihren Blick zum lebenden Wild in Ihrem Revier.

Jagen Sie handwerklich korrekt, mit Fingerspitzengefühl und versuchen Sie ständig, die Situation durch richtiges Handeln zu verbessern.



Stefan PFEFFERLE, Berufsjäger, Bayern



Medieninhaber und Herausgeber, Verleger:

Nationalparkrat Hohe Tauern
Kirchplatz 2, 9971 Matri

Tel.: +43 (0) 4875 / 5112 | E-Mail: nationalparkrat@hohetauern.at



www.hohetauern.at